

Die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg im Landkreis Backnang (2. Teil)

Von Dorothea Jochem

Wirtschaftlich-materielle und sozioökonomische Annäherung

Dass sich während der fünfziger Jahre die Ansicht manifestierte, die Flüchtlinge und Vertriebenen seien nunmehr in weniger als zwanzig Jahren in die Gesellschaft der Bundesrepublik quasi gänzlich eingegliedert worden, wurde im ersten Teil dieses Beitrags bereits erwähnt.¹ Dass diese Tendenz vornehmlich aus einer einseitigen Berücksichtigung der außerordentlichen ökonomischen Erstarkeung der Betroffenen resultierte, da zwischenzeitlich in der Tat ein weit gehendes „Verschwinden der Arbeitslosigkeit und der Wohnungsnot unter den Vertriebenen“ verzeichnet werden konnte, wurde ebenfalls vorausgeschickt.²

In diesem Kapitel soll sich das Hauptaugenmerk eben dieser wirtschaftlich-materiellen Annäherung widmen, welche ferner als eine sozioökonomische Annäherung begriffen wird. Denn an dieser lässt sich zum einen die Teilhabe der Zuwanderer innerhalb des gesamtgesellschaftlichen Gefüges reflektieren – und zwar wird dieses systemische Arrangement beider Bevölkerungsgruppen zueinander dadurch erschlossen, inwiefern ein gleichberechtigter Zugang zu den entscheidenden gesellschaftlichen Ressourcen wie Arbeitsmarkt und Wohnraum vorhanden war. Zum anderen werden im Rahmen der ökonomisch-materiellen Angleichung

bereits wesentliche Ausgangsbedingungen für eine kognitiv-soziale Integrationsdimension geschaffen. Das Ausmaß gleichberechtigter ökonomisch-materieller Zugangsmöglichkeiten ist also aus dem Grund ein zentrales Moment der sozialen Integration, weil es zugleich auch seine Grundvoraussetzungen hierfür schafft. Eine vorhandene ökonomische Verwandtschaft befähigt zur sozialen Kontaktaufnahme. Dieser Sinnzusammenhang soll konkret jedoch erst im anschließenden nämlichen Kapitel besprochen werden, da darin erst noch weitere entscheidende Aspekte genauer erläutert werden.

Schon früh erkannte die deutsche Regierung die Korrelation zwischen ökonomischer Stabilität und sozialen Integrationschancen der Neubürger sowie ihre verantwortungsvolle Rolle hierbei. In seiner ersten Regierungserklärung im Herbst 1949 propagierte Bundeskanzler Konrad Adenauer (1876 bis 1967) folgende Intention der CDU-Integrationspolitik: *Der Wiederaufbau unserer Wirtschaft ist die vornehmste, ja einzige Grundlage für jede Sozialpolitik und für die Eingliederung der Vertriebenen.*³ Aber nur unter der Bedingung, dass auch die Vertriebenen von Anfang an diesem Wiederaufbau teilhatten, konnte eine soziale Integration realisiert werden. Vor allem die Beseitigung ihres materiellen Elendstatus und die Wiedergewinnung einer soliden Existenz vermochten eine Festigung ihrer sozialen Aussonderung zu verhindern. Missliche materielle Verhältnisse ziehen meist eine entsprechende Minderung oder gar einen Verlust der sozialen Reputation nach sich, da

¹ Dorothea Jochem: Die Integration der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg im Landkreis Backnang (1. Teil). – In: Backnanger Jahrbuch 16, Backnang 2008, S. 181-216. Vgl. Karin Böke: Flüchtlinge und Vertriebene zwischen dem Recht auf die alte Heimat und der Eingliederung in die neue Heimat. Leitvokabeln der Flüchtlingspolitik. – In: Armin Burkhardt / Walther Dieckmann / Peter Fritzsche / Ralf Rytlewski (Hg.): Sprache, Politik, Öffentlichkeit, Band 8, Berlin, New York 1996, S. 202.

² Reinhold Schillinger: Der Lastenausgleich. – In: Wolfgang Benz (Hg.): Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen, Frankfurt/M. 1995, S. 240. Vgl. außerdem: Paul Lüttinger: Integration der Vertriebenen. Eine empirische Analyse, unter Mitwirkung von Rita Rossmann, Frankfurt/M. 1989, S. 40.

³ Zitiert aus: Schillinger (wie Anm. 2), S. 234. Darin wiedergegeben gemäß der Bundestagssitzung vom 20. September 1949, Stenographische Berichte des Bundestags, Band 1, S. 19.

hilfebedürftige, nicht leistungskräftige Glieder als lästig empfunden und infolge dessen ausgeschlossen werden.

Damit die Neubürger nicht lange als Randständige wahrgenommen wurden, „die wirtschaftlich und sozial auf unterster Stufe standen“⁴, bedurfte es über die provisorischen Unterkünfte der obdachlosen Flüchtlinge und Vertriebenen hinaus, und nachdem diese zunächst meist durch diverse Hilfsarbeiten erste Einkommensquellen zur Existenzgründung gefunden hatten, einer baldigen konstitutiven Verbesserung der Wohnverhältnisse sowie einer adäquaten, beständigen beruflichen Wiedereingliederung der Betroffenen in ein übergreifendes Gesellschafts- und Wirtschaftssystem als gleichberechtigte Teilnehmende.

In welcher Form diese substanzielle Angleichung innerhalb der ersten fünfzehn Jahre bewältigt wurde, soll für die eben genannten Teilaspekte in den nachstehenden Kapitelsequenzen behandelt werden. Die Thematik der beruflichen Integration verfolgt im großen Ganzen die Leitfrage, inwiefern die Ostzuwanderer befähigt waren und wurden, sich beruflich in der neuen Umgebung einzufinden, während die Wohnraumsituation als eine ebenfalls entscheidende Größe des gesamten Integrationsprozesses allgemein in ihrer Entwicklung skizziert wird.

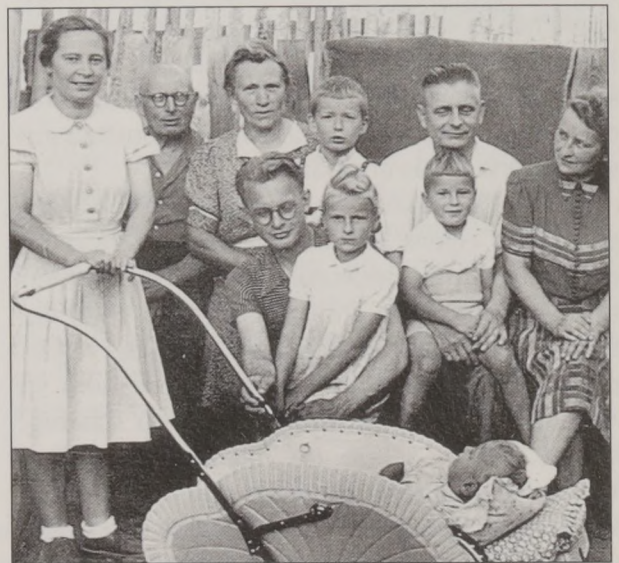
Annäherung der Wohnverhältnisse

Die Annahme eines neuen Wohnortes als neue Heimat wird strukturell dadurch begünstigt, dass den Zugewanderten dort eine potenzielle Sesshaftwerdung überhaupt möglich erscheint. Nur wenn dies der Fall ist, wird diese auch von Seiten der Zuwanderer zu realisieren versucht. Möglich wird sie, wenn entsprechende gesellschaftliche Ressourcen zugänglich sind. Zum einen spielt es etwa eine Rolle, ob man für sich Perspektiven erkennt, in den fremden Arbeitsmarkt zunächst einen notdürftigen Eingang und fernerhin gemäß seiner individuellen beruflichen Konzeption seine Rolle darin zu finden und zu verankern. Darüber hinaus sind die Aussichten auf einen angemessenen Wohn-

und Lebensraum von besonderem Belang.

Und genau in diesem Punkt lag hinsichtlich der Integrationsentwicklung der Flüchtlinge und Vertriebenen vor allem für die ersten Jahre eine der größten Hürden. Angesichts der enormen Zerstörung deutscher Städte zum Ende des Zweiten Weltkrieges, bestand nicht nur in ihnen, sondern durch Evakuierungen auch in den ländlichen Regionen eine erhebliche Wohnraumnot. In diese ungünstigen Ausgangsbedingungen kamen nun in einer unermesslichen Anzahl all die fremden Zuwanderer, die infolge des Krieges ihre Heimat verlassen mussten und nun obdach- und besitzlos eines neuen Lebens- und Wohnraumes bedurften. Der strapazierte Wohnungsmarkt konnte ihnen diesen aber kaum in dem Ausmaß offerieren, wie er für menschenwürdige Wohnbedingungen vorauszusetzen gewesen wäre. So ließen die anfänglichen Unterkünfte den neuen Lebensort alles andere als erstrebenswert erscheinen, ihn zur neuen Heimat zu machen.

Bis auf Erna Schmidt, die von Anbeginn bei einer befreundeten Backnanger Familie lebte und entsprechend familiär aufgenommen wurde⁵, bekunden alle Befragten für die ersten Jahre nach der Ankunft äußerst dürftige Wohnverhältnisse. Während Familie Giess als einzige in einer



Familie Giess mit Verwandten vor der Baracke in Großaspach Anfang der 1950er Jahre (hintere Reihe, dritter v. l.: Helmut Giess).

⁴ Böke (wie Anm. 1), S. 159f.

⁵ Beispielsweise, indem sie sich mit der Tochter und Freundin wie eine Schwester das Zimmer teilte.



Flüchtlingsbarackenlager in der Verlängerung der Backnanger Bleichwiese.

Baracke ca. einen Kilometer außerhalb des eigentlichen Ortes Großaspach eine Unterkunft fand, waren die anderen meist in privaten Haushalten beherbergt. Georg Payer lebte mit seinen Eltern und den drei Geschwistern zunächst in einem etwa 16 qm kleinen Gasthofzimmer, bis sie kurze Zeit später in eine kleine Zwei-Zimmer Wohnung nach Unterbrüden ziehen konnten, was die Wohnsituation wenigstens etwas entspannte.

Die Möglichkeit einer wohnlichen Privatsphäre der eigene Familie war für die Zuwanderer von enormer Bedeutung, denn es vermittelte ihnen zumindest ansatzweise ein Gefühl der Eigenständigkeit. So beurteilt Anastasia Math die Unterbringung bei einem Kleinbauern in Althütte-Schlichenweiler als geradezu schäbig, betont jedoch schon im nächsten Satz ihre Wertschätzung des „Eigenen“ und dass sie den Wohnraum wenigstens nicht mit dem keineswegs wohlgesinnten Hausherrn hatten teilen müssen, sondern in einem gesonderten Häuschen wohnten. Auch Familie Locher, die nach zwei bis drei Jahren aus der Dachgeschosswohnung bei einem einheimischen Landwirt in ein

separates Häuschen innerhalb des Ortes Althütte-Fautspach gezogen war, verbesserte dadurch zwar nicht ihre Wohn-, wohl aber die Lebensqualität. *Hauptsache alleine*, das war das Wichtigste.⁶ Und dies galt offenbar nicht nur bei einer schwierigen Beziehung zu den Hausleuten. Auch Erna Schmidt, die, wie bereits erwähnt, in sehr herzlichen Verhältnissen wohnte, verspürte trotzdem alsbald den dringlichen Wunsch, auszuziehen. Sie wollte *nicht länger Gast sein*, wie sie sagt. Und diese Aussage bringt pointiert ein entscheidendes Moment in der Entwicklung der Wohnsituation der Zuwanderer zum Ausdruck: Denn Gastsein impliziert ein Provisorium, eine vorübergehende Unterkunft mit der Option einer baldigen Rückkehr. Solange man Gast an einem Ort ist, ist man kein eigentlicher Teil seines Sozialgefüges. Der Wunsch nach einem eigenen Domizil hingegen dokumentiert gewissermaßen ein Bewusstsein von Dauerhaftigkeit, eine in die Zukunft gerichtete Einstellung und indiziert damit einen sich schrittweise formierenden Wunsch und Willen, sich mit dem entsprechenden Wohnraum ein Stück weit mehr zu verwurzeln. Für

⁶ Zitat Johann Locher.

den Integrationsprozess heißt das konkret, dass aus den jeweiligen Entwicklungsstufen der Wohnsituation der Zuwanderer auf die Dimension ihrer Heimischwerdung geschlossen werden kann. Doch auch umgekehrt konnten die sich erholenden Wohnverhältnisse eine heimatische Verbundenheit mit dem neuen Wohnort hervorrufen.

Das Bedürfnis nach dem „Eigenen“ resultierte zunächst in vielen Fällen aus den notdürftigen Wohnbedingungen. Und dieses Bedürfnis setzte in den Folgejahren entscheidende Impulse hinsichtlich der wohnraummäßigen Angleichung. So fühlten sich viele umso stärker dazu angetrieben, ihre Kräfte vornehmlich für eine Verbesserung der Wohnsituation zu mobilisieren, je desolater diese waren. Ihr instinktives, grundlegendes Bestreben, aus eigener Kraft ihre Not zu bewältigen und sich eigenhändig aus der Rolle eines Hilfebedürftigen zu befreien, kam in diesem Zusammenhang besonders zum Ausdruck. In ihrem Willen zur Selbstbestimmung, zur ökonomischen Unabhängigkeit und Eigenständigkeit spiegelte sich letztlich das natürliche Bedürfnis eines jeden Menschen nach persönlicher Würde wider, konkretisiert beispielsweise an den vielfältigen Anstrengungen um einen angemessenen Wohnraum – am besten in den eigenen vier Wänden.

Angesichts der sich zuspitzenden wirtschaftlichen Lage innerhalb der ersten beiden Jahre, welche zusätzlich eine deutliche Verschlechterung des Verhältnisses zwischen Einheimischen und Neubürgern und damit der sozialen Integration brachte, erschien ein zwingend gemeinschaftliches Wohnverhältnis beider Bevölkerungsgruppen als besonders konfliktträchtig. Jedoch sahen die Befragten in dieser Zeit kaum Chancen, die Wohnverhältnisse selbst nachhaltig zu beeinflussen. Die finanzielle Kraft war zu diesem Zeitpunkt noch unzulänglich. Ein Fak-

tum, das bald auch von Seiten öffentlicher Instanzen erkannt wurde, die demgemäß entsprechende Maßnahmen zur Unterstützung des Haus- und Wohnungsbaus veranlassten. Eine infolge des Marshall-Plans sowie der Währungsreform im Jahre 1948 auflebende Volkswirtschaft ermöglichte dem Land, die hierzu notwendigen finanziellen Hilfeleistungen zu erbringen.⁷

So konnte sich Familie Locher bereits 1952 endlich von ihrer Notunterkunft auf dem Bauernhof verabschieden und in das neu errichtete Siedlungshaus nach Unterbrüden in die Nähe der Kreisstadt Backnang ziehen. Ermöglicht hatten dies zum einen das katholische Siedlungswerk der Diözese Rottenburg mit dem Kauf des Baulandes und zum anderen das Aufbaudarlehen aus dem „Lastenausgleichsgesetz“ sowie andere Finanzquellen, wie zum Beispiel das umgangssprachlich so genannte „LAKRA-Geld“ der Landeskreditanstalt Baden-Württemberg.⁸ Auch unterstützten die Gemeinden selbst solche Vorhaben, indem sie Bauland zu günstigen Preisen anboten. Laut Zeitzeugenaussagen lag der Preis für einen Quadratmeter Bauland in Großaspach bei 3 DM. Für kinderreiche Familien gab es angeblich sogar einen Sonderpreis von 0,50 DM.⁹ Aus dem Backnanger Gemeinderatsprotokoll vom 21. Februar 1952 geht ein allgemeiner Quadratmeterpreis von 5 DM für die „Gemeinnützige Flüchtlingswohnungsbaugenossenschaft Stuttgart GmbH“ hervor.¹⁰

Aber auch die körperliche Eigenarbeit der ungarischen Flüchtlinge am Bau der so genannten „Siedlung der guten Hoffnung“ floss in die Baukostenberechnungen als regulär geführte Investition mit ein. Diese Eigenleistung der Flüchtlinge beim Hausbau war in der Tat von großer Bedeutung. Aufgrund eines allgemein vorherrschenden Mangels an Baustoffen und

⁷ Vgl. hierzu ergänzend das Kapitel zum Verantwortungsbewusstsein öffentlicher Stellen: Jochem (wie Anm. 1), S. 197-203.

⁸ Zur detaillierten Finanzierung der Baukosten vergleiche das Schreiben des Siedlungswerks an das Landratsamt Backnang, abgedruckt in: Werner Pabst: Aus dem Nest gestoßen. Vertriebenenschicksale aus dem Sudetenland. – In: Geschichte und Geschichten aus unserer Heimat Weissacher Tal Bd. 16, Weissach im Tal 2001, S. 253. Demnach hatte damals ein rund 70 qm großes Wohnhaus einen Wert von 24 000 DM. Zwar handelt es sich dabei um die Realisierung des 2. Bauabschnitts, fünf Jahre später, dennoch ist es auch ein exemplarisches Dokument für das erste Bauvorhaben 1950, da es im Wesentlichen mit den Angaben der befragten Zeitzeugen übereinstimmt. Im Lageplan des Baugebiets Holzbachäcker sind unter anderem auch die Bauplätze der Familien Locher, Math und Payer handschriftlich eingezeichnet. Ebd., S. 250.

⁹ Nach Angaben von Helmut Giess.

¹⁰ StAB Az. 005-33, Gemeinderats-Protokoll Bd. 80, S. 602. Vergleichsweise kostet heute ein Quadratmeter Bauland in der Gemeinde Aspach rund 300 Euro.

-material waren die Kontakte, die Sebastian Locher, der Vater von Johann, über seine Arbeitsstelle bei der Stuttgarter Baufirma Moldan zur Zementindustrie hatte, von großem Vorteil. Dank dieser konnte er Material besorgen, sodass sogar die Mauersteine von den künftigen Bewohnern eigenhändig hergestellt wurden.¹¹

Im Altkreis Backnang wussten aber nicht nur die heimatvertriebenen Ungarndeutschen in Unterbrüden dank der finanziellen Unterstützung öffentlicher, staatlicher und kirchlicher Geldgeber sich selbst zu helfen. In den Gemeinderatsprotokollen der Stadt Backnang häufen sich ab 1950 Beschlüsse und Genehmigungen zu Bauvorhaben und Baudarlehen der

„Gemeinnützigen Flüchtlingswohnungsbaugenossenschaft Stuttgart GmbH“.¹² Im „Amtsblatt für den Landkreis Backnang“ erschienen in der Folgezeit in beinahe jeder Ausgabe lange Namenslisten jener Personen, denen solche Bauvorhaben genehmigt wurden.¹³

Angesichts eines mittlerweile mehrheitlich erreichten sicheren Einkommens durch eine feste Erbstätigkeit sowie der durchweg positiven Zukunftsaussichten infolge der immerzu auflebenden Wirtschaft, hatten nun auch die Zuwanderer, die quasi *aus dem Nichts gebaut*¹⁴ hatten, Mut zu größeren Investitionen.

Der Siedlungsbau der Diözese Rottenburg war sicherlich eine zu diesem Zeitpunkt noch



Eigenarbeit der Flüchtlinge beim Siedlungsbau in Unterbrüden 1951.

¹¹ Aus diesem Grund wurde er zum Bauleiter dieses Vorhabens gemacht, was sicherlich gewissermaßen auch der Auftakt zur späteren Betriebsgründung seines Gipsereihandwerkes war.

¹² StAB Az. 005-33, Gemeinderats-Protokoll Bd. 79, S. 334, 369, 485f, 670, 713ff, 800, 818, 836, 856 u. Gemeinderats-Protokoll Bd. 80, S. 211, 213, 413, 481, 731, 808.

¹³ Das „Amtsblatt für den Landkreis Backnang“ erschien in den Jahren 1950/51 einmal wöchentlich am Freitag.

¹⁴ Zitat Helmut Giess.



Siedlungshäuser in Unterbrüden im Rohbau 1951 (jeweils ein Doppelhaus).



Mutter und Schwester von Helmut Giess im Vorgarten der elterlichen Gaststätte „Sieben Zwerge“ in der Neubausiedlung Hohrot Mitte der 1950er Jahre.

unverhoffte Gelegenheit für die Familien Locher und Math sowie die Eltern von Georg Payer, nur fünf Jahre, nachdem sie gänzlich existenzlos nach Backnang gekommen waren, ein Eigenheim zu erwerben und gehört damit auch zu den ersten sozialen Haus- und Wohnungsbauprojekten im Altkreis Backnang nach dem Zweiten Weltkrieg. Bei der Familie Giess und den Eheleuten Georg und Theresia Payer dauerte es hingegen etwas länger: Im Jahr 1954 war es auch für die Familie Giess möglich, nach neun Jahren Unterkunft in einer Militärbaracke im Großaspacher Teilort Hohrot aufgrund eines günstigen Baulands und eines Darlehens der

Landeskreditanstalt zu bauen. Um die entstandenen Schulden möglichst bald zu begleichen, wurde im Erdgeschoss eine Gaststätte eingerichtet, die tagsüber von den Großeltern und nach Feierabend von den Eltern selbst betrieben wurde. Auch die Kinder mussten des Öfteren mithelfen. Die Eheleute Georg und Theresia Payer konnten gar erst 1955 gemeinsam mit Theresias Eltern und der Schwester das eigene, selbstverständlich ebenfalls zum Großteil selbst erbaute Haus in Unterweissach beziehen.

In Anlehnung an diese Beispiele stellt sich die Frage nach der Angleichung der Wohnsituation der Zuwanderer an die der Einheimischen, scheint es doch so zu sein, als seien die Wohnverhältnisse der beiden Bevölkerungsgruppen bereits zur Mitte der fünfziger Jahre verhältnismäßig gleichwertig. Auch die Flüchtlinge und Vertriebenen besaßen nun wie auch die Altbürger Wohneigentum. Wie manche Befragte schildern, scheint es, als hätten sie sich diesbezüglich nicht nur angeglichen, sondern teilweise gegenüber den Alteingesessenen sogar einen überlegenen Status erlangt, da sie nun neuer und daher fortschrittlicher wohnten. Den Einzelfall genauer betrachtet, erkennt man jedoch, dass zu diesem Zeitpunkt meist lediglich eine Annäherung stattgefunden hatte. So erfahren wir, unter welchen belastenden Bedingungen der Erwerb des Eigenheimes zum Teil realisiert wurde. Die berufliche Doppelbelastung der Eltern und der Verzicht auf größeren

Wohnraum durch die Gaststätte sowie alltägliche Sparmaßnahmen sind nur Beispiele. So erinnert sich Helmut Giess daran, dass man aus Geldgründen noch wenige Jahre nach dem Hausbau hat *weiterhin spartanisch leben müssen*, nicht nur hinsichtlich der häuslichen Einrichtung, sondern sogar auch, dass selbst *am Essen* gespart wurde. Theresia Payer nahm hierfür ebenfalls bedeutende Einschränkungen in Kauf, indem sie zugunsten der Baufinanzierung eine Anstellung als Hilfsarbeiterin in der Spinnerei behielt und damit auf eine Berufsausbildung zur Schneiderin verzichtete. Und auch Anastasia Math beteuert diesbezüglich immer wieder mit Nachdruck, dass man stets für das Erreichte *schwer und immer viel geschafft habe*.

Wenn aber der Hausbau oftmals nur unter vergleichbaren Entsaugungen oder Einbußen möglich war, stellt sich ferner die Frage, warum denn diese von den Zwangszuwanderern bereitwillig hingenommen wurden? Wenn Helmut Giess in diesem Zusammenhang sinnbildlich sogar den Terminus „Opfer“ verwendet und gleichzeitig betont, dass diese tatsächlich gerne erbracht wurden, fragt man sich, wofür? Welcher Stellenwert – abgesehen von der rein strukturellen Verbesserung der Wohnsituation – kam speziell dem Eigenheim zu?

Dieselbe Frage wurde im Gespräch auch direkt an die Interviewpartner gerichtet, mit dem Ergebnis, dass das eigene Haus für jeden von ihnen offenkundig eine vergleichbare Bedeutung hatte. *Mit dem Haus haben wir gewusst, dass wir eine Heimat haben*, weiß Anastasia Math darauf unzögerlich zu antworten und fasst damit im Grunde die Stellungnahmen der anderen treffend zusammen. Von nun an war ihnen *klar, dass man hier leben würde*.¹⁵

Wengleich sich dieses Faktum bereits zuvor schon in etlichen anderen Entwicklungen angedeutet hatte – beispielsweise in der beruflichen Verankerung oder in der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung des Heimatlandes –, so stellt die Investition in Wohneigentum allemal die deutlichste Form der persönlichen Ver-

wurzelung mit einem Lebensort dar. Denn unter keinen Bedingungen wird man ausdrücklicher dazu angewiesen, sich mit dem Wohnraum als einem potenziellen Ort der Heimat auseinanderzusetzen bzw. zu keinem anderen Zeitpunkt ist eine Entscheidung dafür bewusster, denn in diesem Kontext. Und so verbindet Wohneigentum die Menschen nicht nur faktisch mit einem Ort, einer Region, einem Land, indem es sie dort ansässig werden lässt, sondern vor allem auch emotional, wie wir auch den Äußerungen der Befragten entnehmen können. Die Frage nach der Bedeutung des Hausbaus und jene nach dem Zeitpunkt, ab wann in etwa der Backnanger Raum fühlbar als Heimat wahrgenommen wurde, korrespondieren bei nahezu allen Gesprächspartnern miteinander.¹⁶ *Als wir gebaut hatten, fühlten wir uns heimatlich*¹⁷, ist ein gängiger Standpunkt.

Wir sind die Einheimischen, vermag Georg Payer heute leichthin über sich zu sagen, während dies für ihn in den fünfziger Jahren infolge des Hausbaus zunächst erst nur ein Gefühl, vielleicht noch ein Gedanke war. Wie ist das zu erklären? Richtet man den Blick auf die räumliche Verteilung von Flüchtlingen und Vertriebenen, stellt man fest, dass sie sich zunächst in der Regel in Wohnsiedlungen niederließen, die im Allgemeinen eher selten auch von Altbürgern besiedelt wurden. Die seit den frühen fünfziger Jahren entstandenen Neubausiedlungen waren aus den folgenden einfachen Gründen zumeist reine Vertriebenen- bzw. Flüchtlingskolonien oder nur kaum gemischt: Zum einen besaß die ansässige Bevölkerung in den ländlichen Regionen in aller Regel selbst Wohneigentum oder zudem sogar auch ein bebauungsfähiges Grundstück, sodass diese resp. deren Nachkommen von den damaligen Wohnungsbauprogrammen keinen Gebrauch machen mussten. Zum anderen waren viele gemeinnützige Bauprojekte darauf ausgerichtet, speziell den nach wie vor noch unzähligen Zuwanderern ohne angemessenen Wohnraum zum Wohneigentum zu verhelfen. Und so erwirkte der Hausbau durch die Errichtung eines neuen

¹⁵ Zitat Helmut Giess.

¹⁶ Für die beiden jüngsten Zeugen ist das eigene Haus nicht der eigentliche Heimat stiftende Faktor gewesen, da sie den ehemaligen Heimatort nicht wirklich derart bewusst erlebt hatten, wie den neuen. Dass der Hausbau jedoch für die Eltern und damit für die Lebenskonzeption der gesamten Familie eine derartige Bedeutung hatte, vernahmen sie dennoch.

¹⁷ Zitat Theresia Payer.

Domizils zwar eine Verbundenheit zum Wohnort, jedoch nur bedingt auch die soziale Nähe zu seiner Bevölkerung.¹⁸

Das konnte sich in den Folgejahren durchaus ändern. Während Mitte der fünfziger Jahre höchste Begeisterung und volle Zufriedenheit mit den erworbenen Wohnverhältnissen bekundet wurde,¹⁹ änderte sich dies in den darauffolgenden fünf Jahren. Angesichts des scheinbar ungebrochenen Wirtschaftsaufschwungs und der damit immerzu ansteigenden ökonomischen Leistungsfähigkeit der Zuwanderer selbst steigerten die neuen Vorstellungen über die Wohnbedingungen im Wohlstand auch die materiellen Ansprüche an die persönliche Wohnqualität. Bald wurde der vorhandene Wohnraum als zu eng empfunden. Man wollte sich verbessern, denn man konnte auch. Die Zufriedenheit mit den Lebensumständen in dieser Zeit weiß Helmut Giess wie folgt zu erläutern: *Man mißt sich an der Umwelt – oft an solchen Menschen, denen es deutlich besser geht.* Er schlussfolgert daraus die vermeintliche Grundeigenschaft der Flüchtlinge und Vertriebenen, stets die *Fortentwicklung im Auge zu behalten*, welche sich eben auch in einer fortwährenden Verbesserung der Wohnverhältnisse manifestierte. In der Tat war dies aber kein charakteristisches Merkmal allein der Ostflüchtlinge, sondern schlichtweg eine typische Erscheinung der Zeit, die durch die wirtschaftliche Phase des Aufschwungs bedingt war.

1961 planten sowohl Familie Locher als auch Anastasia Math zusammen mit ihrer Mutter, in den folgenden beiden Jahren ein größeres Haus zu bauen, das sich nun nicht mehr in einer ausschließlichen Flüchtlingssiedlung befinden sollte. Sebastian Locher fühlte sich hierzu durch den von ihm neu gegründeten Gipsereibetrieb veranlasst²⁰, bei Anastasia Math und ihrer Mutter war die Familiengründung des Bruders, mit dem sie gemeinsam das Siedlungshaus bewohnt hatten, hierfür ausschlaggebend. Auch die Schwester von Theresia Payer baute bereits 1960 selber. Familie Giess verbesserte

im Laufe der Jahre zusehends die Wohnausstattung und auch die Gaststätte wurde zunächst einige Jahre verpachtet, bis sie letztlich ganz aufgegeben wurde und mehr Wohnraum ermöglichte.

Berufliche Integration

Bereits seit Ende der fünfziger Jahre wird insbesondere die außerordentliche Leistung der Zwangszuwanderer hervorgehoben, sich als zunächst beinahe gänzlich Besitzlose „zu aktiven Aufbaukräften, zu Leistungsträgern der Bundesrepublik Deutschland“ und ihrer Wirtschaft entwickelt zu haben.²¹ Aus der Retrospektive kann man sagen, dass der Antrieb hierzu durchaus das ursprüngliche Elend der Flüchtlinge und Vertriebenen gewesen war. Aus dem natürlichen Bedürfnis, sich nach allen Möglichkeiten aus ihrer Not und Armut zu befreien, bewiesen sie bald eine enorme eigeninitiierte Tatkraft. Während dies angesichts der Kriegszerstörung wohnungsmäßig zunächst nur sehr bedingt möglich war, waren ihnen auf dem Arbeitsmarkt deutlich bessere Voraussetzungen hierfür geboten. Im Zuge des staatlichen, wirtschaftlichen und industriellen Wiederaufbaus Deutschlands wurden engagierte und kompetente Arbeitskräfte gebraucht – vor allem männliche, da viele einheimische Männer im Kriegsdienst gefallen oder aus dem Krieg bzw. der Gefangenschaft noch nicht zurückgekehrt waren.

Im praktischen Alltag boten sich den Ostflüchtlingen somit zu Beginn mancherlei Chancen, zumindest durch Aushilfsarbeiten eine Existenz zu gründen. Dass die Existenzsicherung in der Tat gegenüber einer beruflichen Positionierung gemäß jener in der Heimat Vorzug hatte, bezeugen zahlreiche Beispiele, in denen man sich in den ersten Jahren gerade dank verschiedener Gelegenheitsarbeiten, teilweise auch berufsunverwandter Art, über Wasser hielt. So berichtet Helmut Giess über seinen Vater, dass

¹⁸ Vgl. dazu das Kapitel zur kognitiv-sozialen Integrationsdimension.

¹⁹ Johann Locher war erst einmal *voll begeistert*.

²⁰ 1963 war man dort eingezogen und schon 1967 hatte man nochmals angebaut.

²¹ Marion Frantzioc-Immenkeppel: Die Vertriebenen in der Bundesrepublik Deutschland. Flucht, Vertreibung, Aufnahme und Integration. – In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament (B 28/ 96) vom 5. Juli 1996, Bonn 1996, S. 8.

dieser als eigentlich gelernter Schlosser sogar zeitgleich eine ganze Vielzahl unterschiedlicher Tätigkeiten ausübte, von der Mitarbeit in der benachbarten Holzsägerei oder in der Landwirtschaft, über diverse Reparaturarbeiten und kleine handwerkliche Tätigkeiten bei verschiedenen Arbeitgebern, bis hin zu Tauschhandelsgeschäften selbst hergestellter Produkte – meist mit Landwirten gegen Lebensmittel. *Rumzigeunert* nannten dies die Einheimischen zwar, hätten aber dennoch immer wieder gerne seine Dienstleistungen in Anspruch genommen.²² Vergleichbares gilt für Herrn Neubrandt, den Vater von Theresia Payer. Auch der Vater von Johann Locher nahm neben seiner bereits festen Stelle als Mauer bei der Stuttgarter Baufirma Moldan an den Wochenenden zusätzliche Handwerks- und Bauarbeiten an. Die gelernte Schneiderin Erna Schmidt war im Bekanntenkreis ihrer Gastfamilie regelmäßig als Hauschneiderin tätig.

Manche fanden aber in der Tat von Anbeginn eine Festanstellung. Aufgrund der anstehenden Neuerrichtung der zerschlagenen Infrastruktur waren trotz Mangels an Baustoffen die Möglichkeiten, eine Beschäftigung im erlernten Beruf zu finden, vor allem im Baugewerbe verhältnismäßig gut. *Alles war im Aufbau, Mauerer war der ideale Beruf*, erläutert Johann Locher. Vor diesem Hintergrund empfand sein Vater als gelernter Maurer seine beruflichen Aussichten in der neuen Heimat sogar als wesentlich besser, als in der alten. Hier öffneten sich ihm neue Perspektiven, etwa die Gründung eines eigenen Betriebes, wenn entsprechend Kapital angespart würde.²³ Im Rahmen der Bautätigkeiten an den Wochenenden organisierte er bereits eine kleine Gruppe von Arbeitern, die er sozusagen beschäftigte.

Die Chancen auf eine feste Stelle erhöhten sich zudem, wenn man bereit war, als Pendler werktags anderenorts, etwa auch außerhalb des Landkreises oder gar in der Landeshauptstadt Stuttgart zu arbeiten und zu wohnen, da dort aufgrund der größeren Zerstörung ein entsprechend größerer Bedarf an Arbeitskräften bestand. Eine Pendlerexistenz nahmen nicht wenige Zuwanderer in Kauf, wenn dies eine berufliche Verbesserung in Aussicht stellte.²⁴ Die geografische Lage des Altkreises Backnang unweit des Stuttgarter Ballungsraumes legte dies besonders nahe. Sie ermöglichte eine arbeitsmarktpolitische Verkettung beider Wirtschaftsregionen. Elisabeth Pfeil und Ernst Wolfgang Buchholz bezeichnen diesen Status als „großstadtverflochten“.²⁵ In Bezug auf die berufliche Integration bevorteilte diese Verflechtung mit den „benachbarte[n] Arbeitsmärkte[n]“²⁶, nicht zuletzt auch infolge entsprechend günstiger Verkehrsverbindungen, gerade die Neusiedler in den Gemeinden des näheren Umkreises Backnangs gegenüber solchen, die weiter östlich im Altkreis untergebracht waren. Denn Backnang an sich war selbst auch nur mittelstark vergewerblicht. Gemeinsam mit Sebastian Locher arbeiteten auch Georg Payer und dessen Aussagen zufolge noch einige weitere Ungarndeutsche aus der näheren Umgebung in derselben Stuttgarter Baufirma (Moldan). Als Pendler waren auch die Eltern von Helmut Giess zwischendurch einige Jahre in der ARWA-Strumpffabrik in Unterrot tätig, wo sie aufgrund der schwierigen Verkehrsanbindung von Montag bis Freitag wohnten.

Doch es war keineswegs so, als hätten die Zuwanderer in der Kreisstadt selbst keinerlei Gelegenheiten finden können, sich in den einheimischen Arbeitsmarkt einzugliedern. Back-

²² Nach Aussage von Helmut Giess.

²³ Von 1949 bis 1953 herrschte eine „völlige Liberalisierung der Gewerbeordnung im deutschen Südwesten“. Das bedeutete, dass zur Gründung eines Betriebes kein Befähigungsnachweis erforderlich war. Auch nach 1953 war es vor allem den Vertriebenen und Flüchtlingen möglich, sich selbstständig zu machen, da speziell ihnen Ausnahmebedingungen gewährt wurden. Vgl. Thomas Grosser: Die Integration der Heimatvertriebenen in Württemberg-Baden (1945-1961), Stuttgart 2006 (= Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Forschungen, Bd. 158), S. 193. So konnte sich Sebastian Locher noch 1959 ohne einen Meisterbrief selbstständig machen.

²⁴ In wirtschaftlichen Einheiten wie dem Altkreis Backnang lag im September 1950 der Pendleranteil unter den Heimatvertriebenen bei rd. 41,1 %, während dieser bei den Nichtheimatvertriebenen bei lediglich rd. 22,5 % lag. Ebd., S. 93.

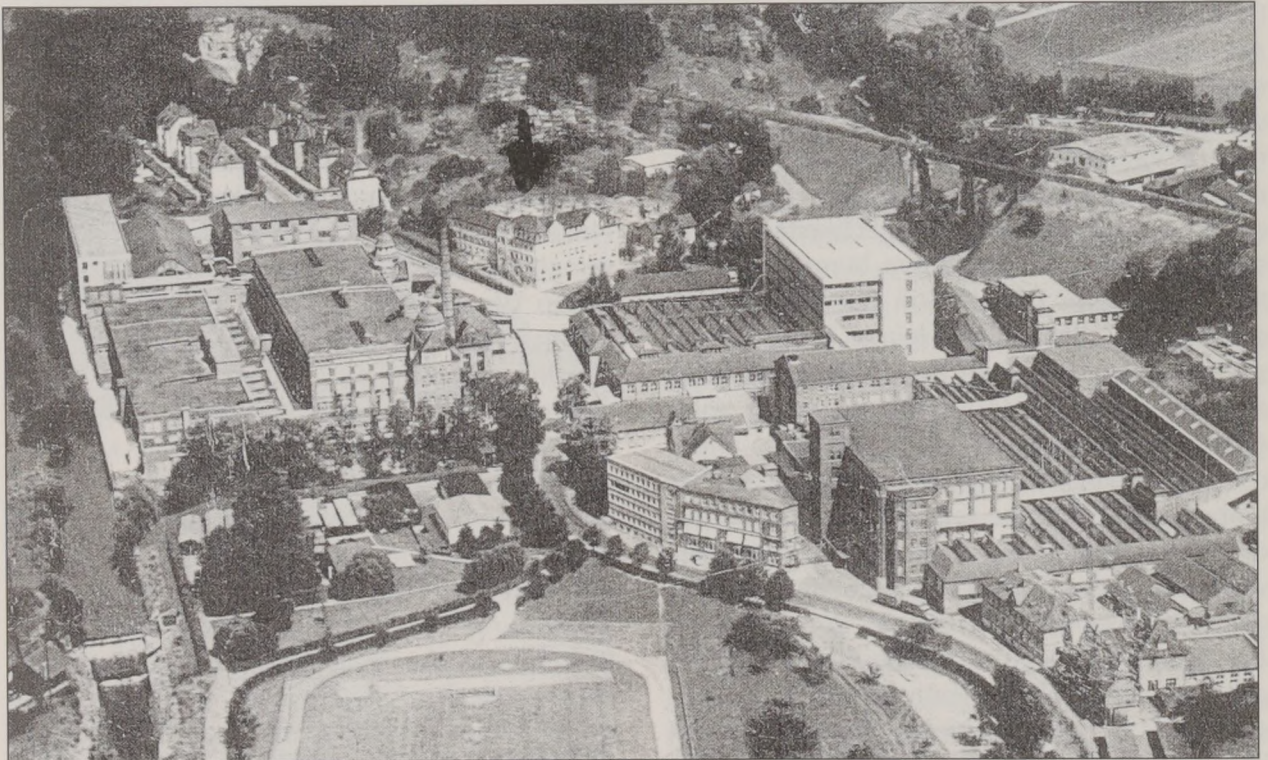
²⁵ Elisabeth Pfeil / Ernst Wolfgang Buchholz: Eingliederungschancen und Eingliederungserfolge. Regionalstatistische Analysen der Erwerbstätigkeit, Berufstellung und Behausung der Vertriebenen, Bad Godesberg 1958 (= Mitteilungen aus dem Institut für Raumforschung Heft 35), S. 23.

²⁶ Ebd., S. 18.

nangs agrarisch-industriell gemischter wirtschaftlicher Strukturtypus, der beinahe einen fast gleich großen Anteil an landwirtschaftlichen und industriellen Erwerbsformen vorzuweisen hatte,²⁷ bzw. der glückliche Umstand, dass die Infrastruktur und Industrie relativ wenig unter den Kriegszerstörungen zu leiden hatten, machte die Stadt nach wie vor ökonomisch leistungsfähig. Als alte Gerberstadt war sie dies traditionsgemäß insbesondere im Textil- und Bekleidungs-gewerbe. Viele Zwangseinwanderer, auch aus den umliegenden Gemeinden, fanden so beispielsweise in der Spinnerei Adolff schon bald eine feste Erwerbstätigkeit. In dieser Branche wurden viele Aushilfskräfte benötigt, etwa zum Nähen, die problemlos eingelernt werden konnten. Hauptsächlich nahmen hier Zuwanderinnen eine Erwerbsmöglichkeit wahr – so auch zwei der drei Interviewpartnerinnen:

Sowohl Theresia Payer als auch Anastasia Math waren dort als Hilfskräfte ihr Leben lang beschäftigt.

Obwohl Anastasia Math als ehemalige Landwirtin bei einem Bauern untergebracht war, wechselte sie nach nur wenigen Monaten in die Spinnerei, zum einen, weil sie auf dem Hof schlecht behandelt wurde, zum anderen aus wirtschaftlichen Motiven, weil die Tätigkeit bei Adolff im Gegensatz zur landwirtschaftlichen Arbeit angemessen bezahlt wurde.²⁸ Große Hoffnungen auf einen von der Familie eigen betriebenen Hof wie zu Zeiten vor der Vertreibung machte sich die Familie keine. Man besaß nichts und es fehlte an Kapital, mit dem man hätte etwas aufbauen können. Bevor man jedoch als Knecht arbeitete, bevorzugte man die berufsfremde Beschäftigung.²⁹ Die Existenzsicherung stand wie meistens im Vordergrund,



Hier fanden viele Flüchtlinge und Heimatvertriebene Arbeit: Spinnerei Adolff.

²⁷ Der Anteil der Erwerbspersonen in der Landwirtschaft überstieg nur geringfügig jenen in der Industrie. Im Oktober 1946 waren in Backnang beispielsweise 43,1 % der Erwerbspersonen in der Landwirtschaft beschäftigt, während es in der Industrie kaum weniger, nämlich 37,5 % waren. Grosser (wie Anm. 23), S. 33.

²⁸ Dass durch eine solche Abwanderung aus der Landwirtschaft benötigtes Arbeitspotenzial verloren ging, wurde Thomas Grosser zufolge in Südwestdeutschland auch von den Behörden öffentlich beklagt. Ebd., S. 161.

²⁹ Dass die Bodenreform nicht den gewünschten Erfolg hatte, die Zugewanderten entsprechend wieder einzugliedern, erläutert Thomas Grosser in einem ausführlichen Kapitel, in dem er insgesamt die berufliche Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen im landwirtschaftlichen Sektor in Baden-Württemberg eingehend erfasst. Ebd., S. 143-178. Bis 1960 wurden beispielsweise nur 1,8 % der Bauernhöfe von Zwangszuwanderern betrieben. In dieser Arbeit können leider bei Weitem nicht alle Aspekte aufgegriffen und in Bezug auf Backnang untersucht werden. Die größte Konzentration soll ohnehin auf dem Industriesektor liegen, da die berufliche Integration der Zuwanderer in Backnang vornehmlich dort stattgefunden hat.

weshalb nur in wenigen Fällen die veränderten Berufstätigkeiten als eine Deklassierung wahrgenommen und bedauert wurden, welche sie allerdings faktisch häufig darstellten. Vielmehr akzeptierte man die Veränderungen als eine Notwendigkeit, die man quasi als die einzige Chance willig hinnahm, wenn man in Backnang und seiner Umgebung einen neuen würdigen Lebensort finden wollte. Eine Haltung, die den Neubürgern zum Teil auch von Seiten der Ansässigen nahe gelegt wurde, wie einem „Bericht über das Flüchtlingswesen im Kreise Schwäbisch Gmünd“ zu entnehmen ist, demnach die Regeln in Durchgangslagern unter anderem die folgende beinhalten: *Füge Dich in den Arbeitsprozess ein, auch wenn es eine berufsfremde Arbeit sein sollte.*³⁰

Dennoch blieben viele der Zwangszuwanderer nicht endgültig in den beruflichen Positionen der anfänglichen Jahre. Dank der sich stetig erholenden Wirtschaft konnten ungünstige Ausgangsbedingungen wie die weitläufige berufsmisachtende Wohnraumverteilung³¹ oder die häufige berufsspezifische Unterqualifizierung jedoch schon bald kompensiert werden. Arbeitsmarktpolitisch wurden den Zugewanderten zunehmend mehr Möglichkeiten zuteil, sich allmählich wieder einem beruflichen Status anzunähern, der dem in der Heimat entsprach bzw., der in der Heimat bereits angestrebt worden war. Zum einen stieg der Bedarf an Fachkräften rapide an, die vor allem unter den Vertriebenen zu finden waren. Zum anderen leiten retrospektiv die Flüchtlinge und Vertriebenen selbst diese Entwicklung gerade aus der außerordentlichen Veranlagung dieser Bevölkerungsgruppe ab. Die Flüchtlinge stellten demnach *keinen Querschnitt der gesamten Bundesbevölkerung* dar, da dieselben sich vorgeblich durch außerordentlichen Willen, Zielstrebigkeit und Eifer auszeichneten. Sowohl im Berufsalltag als auch in der Schule bzw. Ausbildung hätte sich dies gezeigt.³²

Nach persönlicher Einschätzung der meisten Befragten profilierten sich die Zwangszuwanderer selbst wie auch ihre Kinder durch außer-

ordentliche Leitungsbereitschaft in vielerlei Hinsicht. In der Tat mag zwar der notwendige Befreiungskampf aus der Mittellosigkeit entsprechende Ambitionen mobilisiert haben. Bei manchen der Interviewpartner oder auch deren Angehörigen lassen sich hierfür auch Belege finden. Allerdings darf dieses Urteil nicht unkritisch als repräsentative Erkenntnis übernommen werden. Betrachtet man die jeweiligen Lebenskonzepte der Zeitzeugen genauer, treten auch andere Aspekte mit in den Vordergrund, die ebenfalls für den Berufs- oder Ausbildungsweg entscheidend waren und daher bei der Betrachtung mitberücksichtigt werden sollten. Eine Gegenüberstellung der beruflichen Verhältnisse und Vorhaben nach der Migration mit jenen davor kann da aufschlussreicher sein, als der alleinige Vergleich zwischen den einzelnen Bevölkerungsgruppen und ihrer beruflichen Schichtung. Denn dabei kann beispielsweise erfragt werden, inwiefern vorherige Verhältnisse wieder erreicht bzw. Pläne realisiert werden konnten, sprich, ob Vertreibung oder Flucht die beruflichen Zugangschancen beeinträchtigten. Nach Auswertung der Zeugeninterviews war die Ausweisung aus der alten Heimat und Neuansiedlung in der Bundesrepublik kein dringender Umstand, der den jeweiligen beruflichen Werdegang entweder nachhaltig beeinträchtigte oder aber in besonderer Weise begünstigte, etwa durch die Veranlassung einer außerordentlich zielstrebigem und insistenter Leistungshaltung. Erfolgte eine solche Karriere, dann lagen ihr in der Regel anderweitige Faktoren zugrunde. Meist waren die Voraussetzungen hierfür schon vor der Ausweisung, Flucht oder Auswanderung gegeben.

Die jüngste Zeugengruppe kann vor diesem Hintergrund genau genommen ausgeklammert werden, da ihre schulische Laufbahn ja erst in der neuen Heimat begann. In der Tat sind die Berufswege von Helmut Giess und Johann Locher in erster Linie auf den familiären Kontext zurückzuführen. Während Helmut Giess einen weiterführenden Schulbildungsweg ging und eine quasi-akademische Ingenieurqualifikation

³⁰ Zitiert in: Ebd., S. 138. Das ursprüngliche Zitat stammt aus: Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd, Sammlung Ehrenbürger.

³¹ Nach einem Memorandum der amerikanischen Militärregierung sollte die Unterbringung der Zwangszuwanderer meist in kleinen ländlichen Gebieten erfolgen, weil dort verhältnismäßig günstige Bedingungen hinsichtlich des verfügbaren Wohnraums und der Versorgung mit Nahrungsmitteln herrschten. Leider blieben demgemäß die Wirtschaftsstruktur des Herkunftsortes oder die beruflichen Voraussetzungen bzw. jedwede Arbeitsmarktkapazitäten unbeachtet. Ebd., S. 69.

³² Aussage Helmut Giess.

erwab, was er auf die Förderung durch seine Eltern und speziell seine Mutter zurückführt, entschied sich Johann Locher direkt nach der Volksschule 1956 zunächst für eine Maler-Lehre. Angesichts der angestrebten und 1959 erfolgten Firmengründung seines Vaters begann er noch im selben Jahr eine adäquate Umschulung zum Stuckateur sowie im Anschluss daran eine Qualifizierung zum Meister. Etwaige ungleiche Zugangschancen in Schul- oder Berufsbildung oder andere mögliche diesbezügliche Nachteile aufgrund der Herkunft scheinen bei dieser Altersgruppe keine Rolle gespielt zu haben. Das familiäre, vielleicht auch das freundschaftliche Umfeld sowie der persönliche Charakter sind offenbar die entscheidenden Einflussgrößen gewesen. Beide beurteilen ihren damaligen Berufsweg gegenüber den einheimischen Altersgenossen als keineswegs nachteilig, zumal zu dieser Zeit auch ohnehin, vor allem auf dem Land, nur wenige das Gymnasium besuchten.³³

Die These, dass Flucht oder Vertreibung den beruflichen Werdegang nicht wesentlich beein-



Familie Locher und Verwandtschaft vor dem Siedlungshaus in Unterbrüden 1956 (hintere Reihe, zweiter v. l.: Johann Locher).

flussten, ließe sich anhand der Gegenüberstellung jener beiden Interviewpartnerinnen zementieren, die bei der Ankunft in Backnang bereits über 20 Jahre alt waren. Vor der Vertreibung strebte die Schneidermeisterin Erna Schmidt an, sich in näherer Zukunft als solche selbstständig zu machen, indem sie die Schneiderei der Tante übernehmen wollte. Nach der Vertreibung führte sie zwar keine eigene Schneiderei, jedoch arbeitete sie bereits in den ersten Jahren in Backnang bis 1949 für Privatkunden als Hausschneiderin, was einer freiberuflichen bzw. selbstständigen Tätigkeit durchaus nahe kommt. *Es fehlte ja an Geld*³⁴ für größere Vorhaben. Doch die für eine freiberufliche Arbeit als Schneiderin erforderlichen Aufwendungen an Kapital waren glücklicherweise insgesamt relativ gering, sodass ihr diese Erwerbstätigkeit sehr bald schon möglich war. *Ein Fahrrad und eine Nähmaschine* waren ihre ersten Investitionen, die diesem Zweck dienten. Zwar lässt sich diese Tätigkeit Erna Schmidts gewissermaßen in ihre beruflichen Vorhaben aus der Zeit vor der Migration einreihen, jedoch bekundet die Interviewpartnerin ferner, im Grunde aber schon *immer auf's Büro* gewollt zu haben. Im Jahr 1961 konnte sie dieses Ziel schließlich verwirklichen: Bis zur Pensionierung arbeitete sie in der Verwaltung der Stadt Backnang. Die hierfür erforderlichen Qualifikationen hatte sie bereits in der alten Heimat in der Handelsschule erworben.

Ein divergentes Fallbeispiel dokumentiert Anastasia Math: Nachdem sie nach nur wenigen Monaten aus dem landwirtschaftlichen Hilfsarbeiterverhältnis in die Spinnerei gewechselt hatte, veränderte sich ihr weiterer beruflicher Weg kaum mehr. Bis zur Pensionierung blieb sie dort beschäftigt und wechselte lediglich intern ihr Tätigkeitsfeld – für die damalige Zeit nicht ungewöhnlich, aber umso interessanter im Hinblick auf die Frage nach dem gleichberechtigten Zugang der Vertriebenen und Flüchtlinge zu den gesellschaftlichen Ressourcen des Arbeitsmarktes. Isoliert betrachtet, könnte man diesen Fall als Beleg dafür nehmen, dass erwachsene Zuwanderer in einem nur geringfügigen Maße die Möglichkeit gehabt

³³ Nach Aussage Helmut Giess.

³⁴ Zitat Erna Schmidt.

hätten, sich aus ihrer beruflichen Unterschichtung zu emanzipieren. Erfragt man allerdings die beruflichen Verhältnisse bzw. persönlichen beruflichen Konzepte aus der Zeit vor der Vertreibung, zeigt sich, dass auch in der alten Heimat keine weiterführenden Vorhaben ins Auge gefasst wurden. An den beiden gegensätzlichen Einzelbeispielen lässt sich sehr gut erkennen, welche Rolle das persönliche Lebenskonzept für den Berufsweg in der neuen Heimat spielte.

Da für die älteste Befragtengruppe nur zwei weibliche Zeugen herangezogen wurden, soll ergänzend auch ein Augenmerk auf die Väter der beiden jüngsten Interviewpartner gerichtet werden. Diese bestätigen, dass – wenn auch nicht von Anbeginn – ein fortgeschrittenes Alter bei der beruflichen Neuorientierung in der Tat nicht hinderlich gewesen sein musste. Zwar war Alfred Giess, der Vater von Helmut Giess, nur noch in seiner Freizeit als Fluglehrer tätig, hatte aber seit den fünfziger Jahren eine feste Anstellung bei Telefunken in Backnang. Schließlich musste der Hausbau finanziert werden. Eine feste Beschäftigung galt als eine entscheidende Verbesserung, da sie im Bewusstsein der Zuwanderer einen ersten Schritt hin zu ihrer Verankerung im ansässigen Wirtschaftsraum markierte. Die endgültige Eingliederung erfolgte wenige Jahre später durch seinen Wechsel zu einem Backnanger Fotogeschäft Anfang der sechziger Jahre, welcher eine Anstellung als ungelernte Hilfskraft beendete.

Sebastian Locher, der Vater von Johann Locher, wiederum bezeugt, wie in der entsprechenden Branche auch Heimatvertriebenen sogar die Gründung eines eigenen Betriebes möglich war.³⁵ Insbesondere in ländlicheren Regionen konnte dies durchaus gelingen, „weil sie dort auf weniger einheimische Konkurrenz und bei manchen Landratsämtern auf mehr Entgegenkommen stießen. Denn nicht selten suchten diese die Wirtschaftsstruktur ihrer Kreise durch die Bindung qualifizierter Zwangszuwanderer langfristig zu verbessern“.³⁶

Obzwar man vielleicht für die Repräsentanten der ältesten Gruppe bzw. für Erwachsene an sich zunächst spontan die größten berufli-

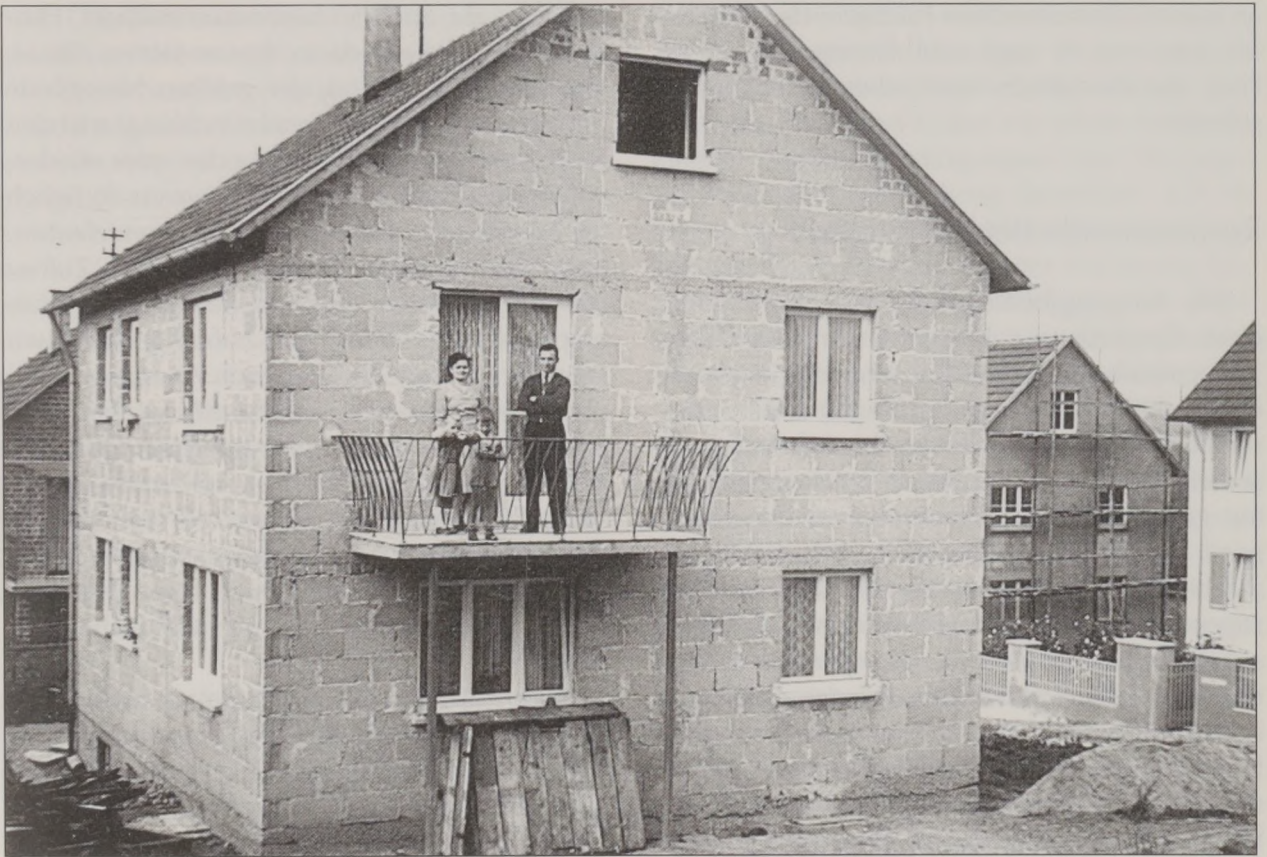
chen Eingliederungsschwierigkeiten vermutet, da sie aus ihrer wohl meist bereits festen Verankerung in der Arbeitswelt gerissen wurden, erweist sich eine Migration für diese Generation nicht unbedingt als hinderlicher denn für die Altersgruppe der heranwachsenden Flüchtlinge und Vertriebenen. Zumindest wird dies von den befragten Personen nicht als Hindernis wahrgenommen. Im Gegenteil bekunden vielmehr eben die damaligen Jugendlichen, dass die Zwangsauswanderung den beruflichen Werdegang durchaus erschwerte. Beide Befragten waren gezwungen, die Mittelschule frühzeitig ohne Abschluss zu verlassen. Während Theresia Payer dies allein aufgrund der Ausweisung tun musste, war Georg Payer bereits zum Ende des Krieges dazu veranlasst worden, da er, nachdem sein Vater zum Kriegsdienst eingezogen worden war, den elterlichen Hof zu versorgen hatte. Letztendlich fanden sich aber beide seit der Ankunft im Altkreis Backnang gleichsam vor die Frage gestellt, welchen weiteren beruflichen oder schulischen Weg sie gehen wollten oder überhaupt konnten. Die Mittlere Reife hätte eine entsprechend höhere Berufswahl eröffnet und mit einer abgeschlossenen Berufsausbildung hätte man über kurz oder lang als gelernte Kraft eine Anstellung erhalten bzw. sich in seinem Tätigkeitsbereich entsprechend fortentwickeln können, wie dies der nächst älteren Generation offen stand.

Theresia Payer beantwortet die Frage, ob sie denn nicht nach der Vertreibung einen schulischen Qualifikationsnachweis nachholen konnte, mit dem Verweis auf die Lebensbedingungen in den ersten Jahren. Die notwendige Sicherung der Existenz war wie bei allen zunächst das oberste Ziel. Das bedeutete konkret, dass man auch als Fünfzehnjährige möglichst bald einen Einkommenserwerb finden musste, um die Eltern zu unterstützen: *Man musste arbeiten, sonst bekam man keine Lebensmittelkarten*.³⁷ Überdies hinderte sie ein Gefühl der persönlichen Unterqualifikation an dem Besuch einer weiterführenden Schule. Denn in ihrer alten Heimat war deutsch zwar die Muttersprache, die schulische Ausbildung

³⁵ Finanziell wurde dies 1959 durch einen entsprechenden Bankkredit zur Betriebsgründung in Höhe von ungefähr 13 000 DM ermöglicht.

³⁶ Grosser (wie Anm. 23), S. 95.

³⁷ Zitat Theresia Payer.



Familie Theresia und Georg Payer auf dem Balkon ihres neu erbauten Hauses in Unterweissach 1955.

erfolgte hingegen in ungarisch. Und später, in den Jahren allgemeiner wirtschaftlicher Erholung, stand für das jung verheiratete Ehepaar dann die eigene Existenz- und Familiengründung im Vordergrund: *Irgendwann war es zu spät für die Schule oder eine Ausbildung. Außerdem musste das Haus abbezahlt werden.* Also blieb man immer als Hilfsarbeiter bei der Spinnerei beschäftigt. Dass sie keinen anderen Weg ging, bedauert Theresia Payer heute nur bedingt. In Anbetracht des erreichten Wohlergehen[s] – vor allem im Sinne einer ökonomischen Stabilität und eines gewissen Wohlstands gemeint – vermag sie sich *im Nachhinein* gut damit abfinden. Der Vorliebe für das Schneiden und Nähen, die sie gerne zum Beruf erweitert hätte, ging sie zeitlebens umso engagierter in ihrer Freizeit nach.³⁸

Georg Payer hingegen war durchaus um berufliche Aufstiegschancen bemüht, sodass er

von Anbeginn auch mehrfache Wechsel der Tätigkeiten, des Betriebes sowie des Arbeitsortes nicht scheute. Nach ersten mehrmonatigen Kurzzeitbeschäftigungen in der Spinnerei und der Baufirma Moldan war er – wie seine Frau Theresia – von 1947 bis 1959 bei der Spinnerei Adolff in Backnang als Hilfsarbeiter beschäftigt und zunächst auch erst *mal zufrieden, dass man eine feste Stelle hatte.* Mit den Jahren jedoch wollte er sich verbessern, sodass er schon in der Zeit bei der Spinnerei in eine *bessere Position, besser bezahlte Stelle* wechselte. Zuletzt arbeitete er bei Bosch in Stuttgart. Seine Neuorientierung hinsichtlich einer Beschäftigung in der Industrie entsprach einem Phänomen der Zeit: Schon in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre stieg „die Zahl der vertriebenen Industriebeschäftigten um fast 45%“ an.³⁹ Die Idee, wie einst die Eltern in Ungarn eine Gaststätte zu pachten, scheiterte seiner Bewertung zufolge

³⁸ Auch Alfred Giess, der Vater von Helmut Giess, übte das Fliegen seit 1953, als das allgemeine Flugverbot aufgehoben wurde, nur noch privat aus. Für eine Hauptberufstätigkeit ergaben sich keine Möglichkeiten. Siehe oben.

³⁹ Grosser (wie Anm. 23), S. 231.

an keinen ökonomischen Faktoren; das *Hindernis* war, wie er sagt, schlichtweg die eigene Frau, die die Arbeits- und Lebensbedingungen scheute.

Resümierende Betrachtungen

Die Ausgangsbedingungen zur wirtschaftlichen Eingliederung bewertet die hellsichtige Zeitgenossin Elisabeth Pfeil schon 1958 als eine „Roheingliederung“.⁴⁰ Die berufliche Beschäftigung sei ohne Rücksicht auf Angemessenheit und Dauercharakter der Arbeit vonstaten gegangen, „die Aufnahme und Unterbringung der Heimatvertriebenen ohne Rücksicht auf die Qualität der Unterkunft“. Diese ungünstigen Voraussetzungen galt es nun in den darauf folgenden Jahren zu kompensieren, um dennoch die unverzichtbare Wiedergewinnung der Existenz der Zuwanderer zu gewährleisten. Eine Herausforderung nicht nur an diese selbst, sondern ebenso an die Aufnahmegesellschaft. Welche Entwicklung gab es dazu nun konkret im Altkreis Backnang?

Da in der Kreisstadt und Umgebung nur rund 6% Wohnraum zerstört worden waren⁴¹, lag es nahe, dass dorthin verhältnismäßig viele Zwangszuwanderer zugeteilt wurden. Problematisch war dies aufgrund des großteils ländlich strukturierten Umkreises. Einen Ausgleich hierfür schaffte jedoch Backnang selber, dessen Industrie ebenfalls zu wichtigen Teilen unverseht geblieben war, sowie seine „großstadtverflochtene“⁴² Lage zu Stuttgart und dessen Ballungsgebiet, sodass ein Einstieg in den Arbeitsmarkt bzw. eine angemessene Verankerung darin durchaus möglich war. Wenngleich nicht von Anbeginn an die ehemalige berufliche Stellung angeknüpft werden konnte, so stiegen alsbald in Entsprechung zur stetig wachsenden Wirtschaft je nach Branche und individueller Motivation auch die Chancen hierzu. Vor demselben Hintergrund ist gleichsam auch eine deutliche Erholung der Wohnsituation zu verzeichnen. Vor allem für das erste Jahrzehnt lässt sich die deutlichste Verbesserung sowohl in be-

ruflicher als auch in wohnraummäßiger Hinsicht konstatieren, da in diesen Jahren die eigentliche Bewältigung der größten Missstände erfolgte, während die Fortentwicklungen in den ausgehenden fünfziger Jahren die indes wiedergewonnene und stabilisierte Existenz lediglich im Niveau des Lebensstandards bereicherten. So beteuern die Befragten, die größte Zufriedenheit gerade um die Mitte der fünfziger Jahre empfunden zu haben: *Wir haben gedacht, wir sind im Himmel*, erinnert sich Anastasia Math überaus pathetisch. Denn zu diesem Zeitpunkt konnten sie sowohl auf eine glückliche Entwicklung zurückblicken als auch voller Zuversicht vorausschauen auf weitere Verbesserungen. Die Hoffnung der Anfangszeit, dass es ihnen substanziell in der neuen Heimat einmal besser gehen würde, war zur Gewissheit geworden.

Hand in Hand mit der beruflich-materiellen und wohnraummäßigen Erholung und Fortentwicklung ging eine allgemein materielle Angleichung einher. Jedoch entsprach der Erwerb diverser, vor allem technischer Konsumgüter keiner einseitigen Annäherungsstrategie der Zuwanderer an den Lebensstandard der Altbevölkerung. Vielmehr erfolgte die materielle Annäherung spätestens seit Mitte der fünfziger Jahre beidseitig. Die gemeinsame Mitwirkung und Beteiligung am volkswirtschaftlichen Aufschwung in Deutschland machte beide Populationen zu gleichwertigen Konsumenten – bestimmt nur noch durch den individuellen ökonomischen Stand eines jeden einzelnen.⁴³ Nahezu alle Befragten besaßen Ende der fünfziger Jahre beispielsweise einen eigenen PKW in der Familie.

Die baldigen beruflichen Verbesserungen erwiesen sich folglich als eine entscheidende Voraussetzung, in der neuen Heimat existenziell Fuß zu fassen, indem sie den Flüchtlingen und Vertriebenen die materielle Selbstversorgung ermöglichten. Und erst als diese sich nicht mehr als Almosenempfänger empfanden, sondern im Gegenteil bald sogar auch selbst Leistungen erbringen konnten, wurde ihnen der neue Wohnort auch tatsächlich zur neuen Hei-

⁴⁰ Pfeil / Buchholz (wie Anm. 25), S. 5.

⁴¹ Grosser (wie Anm. 23), S. 33.

⁴² Pfeil / Buchholz (wie Anm. 25), S. 23.

⁴³ Vgl. Grosser (wie Anm. 23), S. 131f.

mat. Überdies hatte auch der Hausbau einen geradezu Heimat stiftenden Charakter. Offenkundig verband er damals die neuen Bürger mit dem Wohnort, der spätestens mit dem Eigenheim ihre neue Heimat werden sollte. Das eigene Haus manifestierte die fortschreitende Sesshaftwerdung. Es verringerte das Bedürfnis nach Rückkehr in die alte Heimat, ließ die Menschen an der neuen Stelle vorwärts blicken in ein neues Zuhause, in eine neue Zukunft an diesem neuen Lebensort. Und so förderte es nun endgültig den Willen der Heimatvertriebenen, Backnang und Umgebung als neue Heimat anzunehmen sowie ganz allgemein den Wunsch und die Bereitschaft, dem hiesigen Sozialgefüge anzugehören und sich darin einzugliedern.

Die haben auch gemerkt, dass wir keine Unmenschen sind – Zur kognitiven und sozialen Integrationsdimension

Welche Bedeutung kommt einer gegenseitigen Annäherung in kognitiver und sozialer Hinsicht zu? Das kognitive Moment erfasst sozusagen sowohl die Wahrnehmung des Gegenübers als auch die Kenntnis und Erkenntnis, die jemand über einen anderen hat. Die kognitive Nähe meint im Grunde eine eingehende Wahrnehmung der Person sowie ein möglichst fundiertes Wissen über sie. Das heißt, die kognitive Dimension sagt etwas darüber aus, in welchem Ausmaß zwei Integrationspartner einander in psychosozialer Hinsicht näher gekommen sind, während das Hauptaugenmerk der sozialen Dimension im Wesentlichen auf die qualitative Ausprägung sozialer Kontakte gerichtet ist. Das höchste Maß sozialer Integration in einem fremden Sozialgefüge ist die Anerkennung der eigenen Person durch das neue Umfeld, denn diese ist quasi der Inbegriff eines wiederhergestellten Sozialstatus.⁴⁴

Im Rahmen der dargelegten ökonomisch-materiellen Integration der Zuwanderer in die

Aufnahmegesellschaft wurde einleitend bereits auf die Korrelation zwischen dieser Integrations-ebene und der sozialen Eingliederung eingegangen. Während bisher vor allem die strukturellen Ausgangsbedingungen den Hauptgegenstand der Untersuchung darstellten, soll im folgenden Kapitel gerade diese Wechselseitigkeit diskutiert werden. Bei der Erörterung kognitiver und sozialer Annäherung wird demnach unter anderem gezeigt, inwiefern gewisse ökonomisch-materielle Aspekte diese bedingen.

Dass eine Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen auf dem hiesigen Arbeitsmarkt für die ökonomische Selbstversorgung und damit für die existenzielle Stabilität grundlegend war, wurde oben bereits herausgestellt. Welche Rolle spielte diese jedoch fernerhin für die soziopsychologische Dimension ihrer Integration? Konnte die in diesem Zusammenhang erfolgte berufliche Annäherung auch eine kognitive Nähe erwirken und damit einem Verhältnis zwischen den Bevölkerungsgruppen Vorschub leisten, das sich durch gegenseitige Anerkennung und Achtung auszeichnete? Wenn ja, in welcher Form fand dies statt?

In der Tat bedingte eine Verankerung der zugewanderten Mitbürger im Berufsleben zunächst überhaupt einen Rahmen, in dem beide Seiten geradezu täglich miteinander zusammenkamen, wodurch sich die jeweiligen, anfänglich beinahe gänzlich voneinander getrennten Lebenssphären in diesem Bereich allmählich miteinander verflochten. *Und natürlich kam man in Kontakt mit den Einheimischen*, wird von den meisten Gesprächspartnern auf die Frage nach der Bedeutung einer Arbeitsstelle zumeist unmittelbar im Anschluss an den Aspekt der materiellen Sicherung hinzugefügt. Allerdings war, wie die Einzeldarstellungen der Befragten belegen, in der Tat nicht in allen Tätigkeitsbereichen eine Kontaktaufnahme möglich. Während die Firma Moldan in Stuttgart quasi ausschließlich ungarische Heimatvertriebene beschäftigte, bestand in der Spinnerei Adolf zwar insgesamt eine gemischte Belegschaft⁴⁵, doch

⁴⁴ Zur Integration im Sinne einer Wiedergewinnung des Sozialstatus vgl. Böke (wie Anm. 1), S. 202: „Über den erfolgreichen Abschluß einer ‚wirtschaftlichen Eingliederung‘ im Sinne einer Arbeitsplatzbeschaffung war man sich weitgehend einig, über den einer ‚sozialen Eingliederung‘ nicht (vgl. DIE WELT 10.1.1961). [...] Dabei zeigte sich, daß diejenigen, die die ‚soziale Eingliederung‘ als noch nicht abgeschlossen betrachteten, Eingliederung als ‚Wiederherstellung des alten Sozialstatus‘ interpretierten“.

⁴⁵ Alle ehemaligen Spinnereibeschäftigten aus der Befragtengruppe bezeugen ein Verhältnis von rund 60 % Einheimischen zu 40 % Zuwanderern.

waren die Arbeitssphären je nach Beschäftigung oftmals getrennt. Eine Begegnung während der Arbeit fand in niederen Positionen nur in beschränktem Maße statt, wie Anastasia Math und Theresia Payer bekunden. Entsprechend häufiger kamen diejenigen mit Altbürgern in Berührung, die freiberuflich arbeiteten, da diese den Großteil ihrer Kundschaft darstellten. Dies gilt für Erna Schmidt als Hausschneiderin genauso wie für Sebastian Locher als Maurer, zunächst an den Wochenenden und später erst recht als selbstständiger Unternehmer eines Stuckateurbetriebes.

Wo sich Räume alltäglicher Begegnung im Berufsleben erschlossen, dort waren sie für die soziale Annäherung umso wichtiger, da die zugewanderten Neubürger vor allem darin die primäre Gelegenheit für sich erkannten und zumeist auch ergriffen, ihren verloren gegangenen Sozialstatus zurückzugewinnen, indem sie durch arbeitswillige Grundhaltung und Leistungsaktivität ihren gesellschaftlichen Wert unter Beweis zu stellen vermochten. Die Wiedererlangung des Sozialstatus war für eine Teilhabe als gleichberechtigter Partner im gesellschaftlichen System von enormer Bedeutung. Man kann ableiten, dass sich das Ausmaß an Anerkennung wie auch schon die Möglichkeiten zur Kontakt-

aufnahme je nach beruflicher Tätigkeit oder Position richtete. Besonders wenn die Leistung den Einheimischen einen direkten Dienst oder Nutzen erwies, war auch der Zugewinn an sozialer Anerkennung entsprechend größer.⁴⁶ Das konnte durchaus aber auch mit Gelegenheitsarbeiten, wie sie Theresia Payers Vater oder der Vater von Helmut Giess in den ersten Jahren ausübten, erwirkt werden. Herr Neubrandt war *bald willkommen im Ort*, weil er sich durch Reparaturarbeiten bei Einheimischen als fleißiger, leistungsbereiter Mann bewährte und infolge dessen an Wertschätzung und sozialem Ansehen gewann. *Die haben gemerkt, dass wir uns selbst helfen und nicht betteln wollten*, bemerkt die Tochter heute. Immer wieder wird von Seiten der Interviewpartner betont, dass die Schwaben an den Zuwanderern die Grundwerte Fleiß und Leistung besonders schätzten.

Tatsächlich entsprachen die Neubürger mit dieser Grundhaltung exakt einem zentralen Standpunkt des schwäbischen Sozialethos, nämlich der Orientierung an der zweckmäßigen Beschaffenheit und tragenden Effizienz eines Menschen im Sozialgefüge. *Was man tut und was man macht, daran wurde man gemessen*, erinnert sich Johann Locher.⁴⁷ So verwundert es nicht, dass die Mehrzahl der Befragten durchweg mit dieser Begründung ein deutlich besseres Verhältnis zu den Einheimischen am Arbeitsplatz empfanden als etwa im privaten Umgang.⁴⁸ Denn dort, wo Leistung besonders zählte, sei ihnen persönliche Wertschätzung weitaus häufiger entgegengebracht worden. Der persönliche Zuspruch, den die Zuwanderer von Seiten der einheimischen Arbeitskollegen erfuhren, gründete auf der von ihnen erbrachten Leistung oder ihren Fachkenntnissen, auf die gerne zurückgegriffen wurde. Dies half somit auch, gegenseitige Vorurteile abzubauen, denn in diesem Kontext entspannten sich die Fronten. Man verhielt sich unverschlossener gegenüber dem anderen Integrationspartner, kam häufiger ins Gespräch, entwickelte aufrichtiges Interesse an der Person der anderen Bevölkerungsgruppe. Soziale Nähe wurde hierbei dadurch hergestellt, dass sich die jeweiligen Gegenseiten genauer kennenlernten. Eben die



Eltern von Johann Locher Mitte der 1950er Jahre.

⁴⁶ Vgl. auch hierzu die berufliche Ausrichtung von Erna Schmidt und Sebastian Locher.

⁴⁷ Zum „leistungsorientierten Arbeitsethos“ der schwäbischen Mentalität siehe auch Grosser (wie Anm. 23), S. 142.

⁴⁸ Johann Locher und Helmut Giess bekunden dies für ihre Eltern.



Herr Neubrandt, der Vater von Theresia Payer beim Hausbau in Unterweissach 1955.

fundierte Kenntnis über die jeweiligen Eigenheiten ist es, die letztlich Ressentiments und etwaigen Diskriminierungen weniger Raum bot: *Die haben auch gemerkt, dass wir keine Unmenschen sind*, bemerkt Johann Locher hierzu. Im Gegenteil konnte sie vielmehr sogar bewirken, dass der andere nunmehr auch aufgrund seiner Persönlichkeit respektiert wurde und nicht allein angesichts erbrachter Leistungen. Je mehr die beiden Integrationspartner übereinander wussten, sprich, je mehr sich Neu- und Altbürger in kognitiver Hinsicht näherten, desto vertrauter wurden sie miteinander und umso enger wurde schließlich die soziale Verbundenheit empfunden.

Inwiefern aber gewährte nun explizit der Berufsalltag eine solche Idealentwicklung? Nach Aussagen der Befragten erfüllte das berufliche Umfeld in der Tat nur ansatzweise die nötigen

Bedingungen für eine kognitive Annäherung. Wie bereits erwähnt, arbeiteten Zuwanderer und Einheimische in vielen Fällen nicht unbedingt zusammen. Darüber hinaus wird berichtet, dass die Strukturierung des Arbeitsplatzes sowie die Organisation des Arbeitstages oftmals kaum Gelegenheiten für ausgiebige Unterhaltungen boten, sodass man sich währenddessen hätte besser kennenlernen können. *Gespräche gingen meist um Arbeit, nichts Privates*, stellt Anastasia Math klar, *vor allem anfangs*. Und doch trugen auch solche Arbeitsverhältnisse ihren Teil zur kognitiven Integrationsentwicklung bei, zumindest etwa, indem die Alt- und Neubürger aller berufsbedingten Hindernisse zum Trotz, seien sie nun tatsächlich durch die Arbeitsumstände bedingt, oder aber durch die Menschencharaktere an sich, im gemeinsamen Umgang einander insgesamt zunehmend *zutraulicher* wurden.⁴⁹

Auch wenn dieser Prozess zunächst nur über eine arbeitsbedingte Konversation eingeleitet wurde, so doch immerhin. *Es war gut, dass überhaupt etwas Austausch stattfand*, weiß Georg Payer zu schätzen. Die Konsequenzen daraus traten umso deutlicher im Privaten zutage, wenn sich auch im freizeitlichen Alltag immer häufiger Begegnungen zwischen Alteingesessenen und Zugewanderten ergaben. So reagierten die Betroffenen bei einem Zusammentreffen oftmals gerade vor diesem Hintergrund nicht mehr allzu reserviert.⁵⁰ Fanden allerdings Einheimische und Zuwanderer in der Arbeit tatsächlich persönlichen Anschluss zueinander, wurde dieser dennoch in der Regel kaum über den beruflichen Kontext hinaus ins Privatleben transportiert.⁵¹ Inwiefern etwa die Wohnsituation hierfür maßgeblich verantwortlich gewesen sein könnte, soll im folgenden Kapitelverlauf besprochen werden.

Neben der Beschäftigungs- und Erwerbsmöglichkeit war vor allem die wohnraummäßige Verteilung der Flüchtlinge und Zuwanderer ein beherrschender Begleitumstand der kognitiven und sozialen Annäherung. Die desolote Versorgungslage mit Wohnraum in den ersten

⁴⁹ Nach Aussagen Theresia Payers.

⁵⁰ Nach Aussagen Johann Lochers.

⁵¹ Nach Aussagen der Befragten. Selbstverständlich gilt dies nicht für die jüngsten Interviewteilnehmer, da deren Freundeskreise sich von Anbeginn in der Regel ungeachtet der jeweiligen ethnischen Herkunft ergaben, wie beide bemerken. Keiner von ihnen kann nachträglich bekunden, zu welchem Zeitpunkt wie viele der Freunde und Bekannte Einheimische oder Zugewanderte gewesen waren.

Nachkriegsjahren, welche überdies unglücklicherweise mit der Phase der größten Zuwandererwelle zusammenfiel, machte von Anbeginn diesen Teilaspekt der wirtschaftlichen Eingliederung zugleich auch zu einer signifikanten Erschwernis bei der sozialen Annäherung der betreffenden Populationen. Insbesondere, wenn die Flüchtlinge und Vertriebenen zwangsweise in die Privatwohnungen der Einheimischen eingewiesen wurden, waren damit die allerersten gemeinsamen Begegnungen oftmals bereits negativ konnotiert. Das Zusammenleben in erzwungenen Wohngemeinschaften unter einem Dach und häufig auf engstem Raum bot nicht selten Anlass zu Feindseligkeiten. Eine allgemeine Erholung auf dem Wohnungsmarkt und die Verbesserung der heiklen Wohnverhältnisse galten schon seinerzeit als die entscheidenden Rahmenbedingungen für eine allmähliche Eingliederung der Zuwanderer in das deutsche Sozialgefüge.⁵² In keinem anderen Lebensbereich wurden die Zuwanderer seitens der Altbevölkerung als eine derart schwerwiegendere Bürde empfunden denn hinsichtlich der Wohnraumfrage.

Zwar motivierten derartige Wohnbedingungen oft „nur“ verschiedene quasi-banale Alltagskonflikte, jedoch konnten diese durchaus in tiefe Aversionen münden.⁵³ Der stete Kampf um die Organisation des Alltags, auch als so genannter *Kochlöffelkrieg*⁵⁴ bezeichnet, bedeutete für alle Beteiligten eine enorme logistische und emotionale Herausforderung. Jedoch gerade vor diesem Hintergrund betrachtet, musste die Unterbringung in Privatunterkünften nicht zwangsläufig nur Probleme provozieren und damit auf die soziale Integration hinderlich wirken. Im Gegenteil konnte das wohngemeinschaftliche Zusammenleben gleichsam auch eine Chance hierzu bieten. Denn nirgends sonst war man derart darauf angewiesen, Kooperationsbereitschaft zu beweisen und einen gegenseitigen Konsens zuwege zu bringen. Man musste die jeweiligen Eigenheiten der Untermieter bzw. Hausleute aufeinander abstimmen. Damit war der kollektive Wohnraum der allererste

wirklich persönliche Begegnungsort beider Integrationspartner. Die Wohnverhältnisse der Zeugin Theresia Payer und ihrer Familie dokumentieren bereits im Kontext der besprochenen Aufnahme- und Eingliederungsbereitschaft ein positives Exempel. Unter der Voraussetzung einer grundlegend bestätigenden Haltung beider Seiten tastete man sich allmählich aneinander heran. Die Verbindung zu den Hausleuten brachte wiederum weitere Kontakte mit anderen einheimischen Bekannten der ortsansässigen Familie.

Hingegen schien eine räumliche Trennung der Bevölkerungsgruppen durch separate Wohngegenden zwar vordergründig potenzielle Konflikte zu verhindern, jedoch unterband sie eben auch von vornherein manche denkbaren Annäherungstendenzen, indem sie erst gar nicht die entsprechenden Anlässe bot, sich im Alltag allmählich aneinander zu gewöhnen. Eine reine Vertriebenensiedlung war etwa die so genannte „Siedlung der guten Hoffnung“ in Unterbrüden, in der im Übrigen sogar ausschließlich Ungarn-deutsche aus der gleichen Heimatgegend lebten. Zur Mitte der fünfziger Jahre verspürte die dort lebende Familie Locher aufgrund der zahlreichen beruflichen und nebenberuflichen Bauaktivitäten des Vaters im Backnanger Umkreis keinerlei Spannungen mehr im Verhältnis zu den Ansässigen und empfand sich im Ort als recht gut angesehen, weil sie auch über öffentliche Veranstaltungen der Gemeinde oder Kirchengemeinde zusehends mehr in persönlichen Kontakt mit den Einheimischen kam. Dennoch blieb man im Alltag zumeist doch bevorzugt *unter sich*, da ja frühere Verwandte und Bekannte in nächster Nähe wohnten.⁵⁵ In Anbetracht solcher Gegebenheiten waren gemischte Siedlungen oder Wohngemeinschaften vielleicht konfliktträchtiger, zwangen jedoch die Beteiligten zur Auseinandersetzung mit dem jeweils anderen Bevölkerungsteil, was oftmals dazu führte, Skepsis und Vorurteile zu überwinden. Der Berufsalltag gewährte diesen Raum, wie oben bereits erläutert, zumindest nur bedingt. In diesem Zusammenhang soll nun ausdrück-

⁵² Grosser (wie Anm. 23), S. 243-256.

⁵³ Vgl. hierzu das Kapitel zur Aufnahme- und Eingliederungsbereitschaft: Jochem (wie Anm. 1), S. 197-216.

⁵⁴ HStAS EA 2/801, Bü 392: Charlotte Treumann, Mitglied des Landesausschusses für die Ausgewiesenen: Probleme der Neubürger-Frau. Sendemanuskript für die Sendereihe „Unsere Neubürger“, Sendetermin 23. Juli 1947, S. 2.

⁵⁵ Nach Aussagen von Johann Locher.

lich auf die überaus bemerkenswerte Rolle der Hausfrauen im Verhältnis zu jener der erwerbstätigen Personen im Hinblick auf die soziale Annäherung hingewiesen werden. Denn gerade sie waren es, die diese schwierigen Umstände nach besten Möglichkeiten bewältigen mussten und darum einen bedeutenden Beitrag zur sozialen Integration leisteten.⁵⁶

Nur geringfügige Chancen für eine kognitive und soziale Annäherung im praktischen Alltag bestanden vor allem dann, wenn die Heimatvertriebenen und Flüchtlinge „zur Schonung der einheimischen Wohnkultur (...) in Baracken, Turnhallen, Tanzsälen“ untergebracht waren.⁵⁷ Was zunächst nur als ein Provisorium gedacht war, blieb für viele eine langjährige Heimstätte, bis sich die Lage durch die oben bereits besprochenen Maßnahmen im Wohnungsbau grundlegend änderte.⁵⁸ Als einziger Interviewpartner lebte Helmut Giess seit 1946 insgesamt etwa neun Jahre mit seinen Großeltern, Eltern und den beiden Geschwistern auf nur wenigen Quadratmetern in einer ehemaligen Militärbaracke. Im Gegensatz zu fast allen anderen Befragten⁵⁹, die bereits in den ersten Jahren verstärkt Kontakte zur einheimischen Bevölkerung pflegten, weiß Helmut Giess zu berichten, dass seine Familie vergleichbare Annäherungen an die Altbürger erst ab jenem Zeitpunkt hatte, als das Haus gebaut wurde bzw. sogar erst, seit die Familie darin eine eigene Gaststätte betrieb. Selbst im Rahmen des Hausbaus kamen sie nur ansatzweise mit den einheimischen Handwerkern in näheren Kontakt, obwohl man mit ihnen beinahe täglich zusammenarbeitete. So richtig wurden die sozialen Verbindungen der Eltern und Großeltern zur ansässigen Bevölkerung aber erst durch das Lokal gefördert: *Da kamen alle zusammen, Einheimische wie Flüchtlinge*, welche in einer entsprechend entspannteren Atmosphäre wohl auch leichter den gegenseitigen Zugang zueinander finden konnten. Erst die Nähe im Alltag schuf einen Raum für soziale Annäherung. Dass Einheimische überhaupt in einem von

Flüchtlingen betriebenen Lokal einkehrten, lag nicht zuletzt daran, dass sich die Neubürgerfamilie Giess durch den Hausbau, die berufliche Tätigkeit bei Telefunkon in Backnang und dem nebenerwerblichen Gasthausbetrieb eine allgemeine soziale Akzeptanz erarbeitet hatte. So stellte das eigen geführte Lokal im Nebeneffekt zugleich auch einen Ausgleich für das schwerpunktmäßig von Zuwanderern besiedelte Umfeld in der neuen Wohngegend dar.

Eine persönliche Kontaktaufnahme zur einheimischen Bevölkerung war den Bewohnern von Baracken oder Lagern aber nicht nur allein durch die distanziertere Lage zum Ort und damit zum eigentlichen sozialen Netz erschwert, sondern mitunter wohl auch, da diese von vornherein auf der Grundlage inkorrektur Vorurteilen sozial besonders ausgegliedert wurden. Weil man sie nicht selten als scheinbar außerordentlich Mittellose oder gar Asoziale verurteilte und diskriminierte, die es wahrscheinlich nicht einmal schafften, sich auf ehrliche Weise eine gewöhnliche Wohnung zu



Gäste im Vorgarten der Gaststätte „Sieben Zwerge“ der Familie Giess in Hohrot 1955.

⁵⁶ Vgl. Grosser (wie Anm. 23), S. 355.

⁵⁷ Ebd., S. 260.

⁵⁸ Die Besatzungsmacht forderte die einheimischen Verwaltungsinstanzen dazu auf, Massen- und Lagerunterkünfte so weit es ging zu unterbinden. Ebd., S. 175.

⁵⁹ Neben Helmut Giess gibt auch Anastasia Math an, tendenziell etwas später Kontakt zu Einheimischen aufgenommen zu haben als die meisten anderen, was sie allerdings selbst vornehmlich auf ihren *schwierigen Charakter* zurückführt, nicht auf die Lebensumstände an sich.

verdienen und zudem vermutlich so schlimm seien, dass man sie einheimischen Hausleuten nun wirklich nicht zumuten konnte, wurden sie oft stärker gemieden, als die übrigen, in anderen Wohnverhältnissen lebenden Zuwanderer.⁶⁰ So konnten sowohl die geografische Wohnlage als auch die Wohnqualität entsprechend schlechte oder verhältnismäßig gute Voraussetzungen für eine kognitive Annäherung setzen. Soziale Distanzen, die in der unterschiedlichen Wohnqualität ihren Ursprung hatten, bestanden aber nicht nur zwischen Alt- und Neubürgern, sondern auch zwischen den Zuwanderern selbst. Erna Schmidt empfand sich beispielsweise schon deshalb nie als Flüchtling oder Vertriebene, weil sie *ja direkt zu einer befreundeten Familie kam*, bei der sie zwei Jahre wohnte.

Selbst als Nicht-Vertriebener konnte man, wenn man kein Wohneigentum oder Grundstück vorzuweisen hatte, eine gesellschaftliche Deklassierung erfahren – eine Erfahrung, die gerade Menschen machen mussten, die aus anderen Teilen Deutschlands nach Backnang gezogen waren. So sagt man insbesondere den älteren Ansässigen nach, sie hätten versucht, partnerschaftliche Verbindungen der eigenen Kinder mit Aussagen wie: *Den nimmst du nicht, die haben ja kein Stückle* zu verhindern.⁶¹ Eine solche Haltung behinderte nicht nur eine mögliche soziale Nähe, sondern verursachte geradezu Distanz. Darin zeigt sich nun eine weitere Facette des schwäbischen Leistungsbewusstseins: Wer etwas hat, hat etwas geleistet. Und wer etwas leistet, gewinnt an sozialer Reputation. Leistung und materieller Besitz galten sozusagen als Eintrittskarten in das lokale Sozialgefüge. Thomas Grosser bringt diese Korrelation zwischen wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Annäherung auf die Formel: „ökonomische Funktionalität als fördernder Faktor sozialer Integration“.⁶² Vor allem in der Phase des wirtschaftlichen Aufschwungs schien sich diese Maxime besonders zu bestätigen und wurde sogar auch von Seiten zahlreicher Zwangszuwanderer selbst bekräftigt, indem sie angesichts ihrer prekären Ausgangsbedingungen völliger Mittellosigkeit nolens volens wie-

der eine Existenz erlangen mussten, die beinahe zu großen Teilen auf der Eigenleistung beruhte: *Wir haben bauen müssen, es gab ja sonst keine Möglichkeit*, erklärt Theresia Payer.

Nachdem die Flüchtlinge und Vertriebenen ihren Elendstatus überwunden hatten, leisteten sie für eine gegenseitige soziale Nähe nicht nur damit einen Vorschub, dass ihnen fortan von Seiten der Aufnahmegesellschaft entsprechend gebührender und überhaupt offener begegnet wurde. Mit einer wirtschaftlichen Angleichung wurden darüber hinaus auch schlichtweg entsprechende Räume geschaffen, in denen Begegnungen zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen erst möglich wurden. Eine bessere bzw. feste Anstellung erhöhte die Gelegenheiten, einander häufiger im Berufsalltag zu begegnen. Ein Haus in gemischter Wohnsiedlung knüpfte Nähe durch nachbarschaftliche Anliegen. Ein gänzlich oder zumindest beinahe gleichwertiger Lebensstandard bedingte unter anderem, dass man über die gleichartige Gestaltung von freizeithlichen Aktivitäten miteinander in Kontakt kam. Insgesamt ermöglichte die Befreiung aus der ärmsten und darum isolierten Gesellschaftsschicht Kontaktaufnahmen mit Einheimischen, die der gleichen oder einer ähnlichen Schicht angehörten wie die Zuwanderer selbst. Damit begegneten sich Neu- und Altbürger erstmals auf Augenhöhe und begründeten dadurch die Basis eines kognitiven Austauschs, der über die wirtschaftlichen Grundlagen hinaus noch weitere, bereits bestehende Ähnlichkeiten oder Parallelen erkennen ließ, beispielsweise hinsichtlich Kultur, Mentalität oder ethisch-moralischer bzw. politischer Wertorientierungen.

Eine weitere Voraussetzung, dass dies gelingen konnte, war ferner, dass die von den Zuwanderern erbrachten Leistungen nicht nur diverse Integrationshürden fallen ließen, die von Seiten der Einheimischen bestanden – sei es Mißtrauen, Geiz oder gar offene Feindseligkeiten. Auch umgekehrt zeigten Besitz und Eigentum sowie der eigene Beitrag, den man zum wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg geleistet hatte, ihre Wirkung, indem sie gleichsam auch das Selbstbewusstsein der Flüchtlinge und Vertriebenen an sich stärkten und sie entsprechend

⁶⁰ Nach Aussagen von Helmut Giess.

⁶¹ Nach Aussagen einer in den 1950er Jahren aus Nordrhein-Westfalen zugewanderten Deutschen aus Backnang.

⁶² Grosser (wie Anm. 23), S. 138.



Beim Hausbau in Unterbrüden 1951 halfen auch die Frauen mit (links: Anastasia Math).

selbstsicherer im Kontakt mit den Einheimischen machten. Dies begünstigte den Austausch zwischen Einheimischen und Heimatvertriebenen wiederum dahingehend, dass die heimische Bevölkerung die Neubürger nun erst recht als ebenbürtige Teilhaber am gesamtgesellschaftlichen Gefüge anerkannte und ihnen im Zuge dessen ein gesteigertes, ehrlich gemeintes persönliches Interesse entgegenbrachte: *Nachdem der einzelne gemerkt hat, dass die Kultur und die Menschen auch nicht groß anders waren*⁶³, wurden Berührungsgängste bald abgebaut. Auch das Ehepaar Locher wurde mit den Jahren zunehmend aufgeschlossener gegenüber den Einheimischen, suchte aktiv die Verbindung zu Alteingesessenen, zum Beispiel in Form von Besuchen öffentlicher Veranstaltungen in der Gemeinde und deren Umkreis.⁶⁴

Für die ausgehenden fünfziger Jahre vermag heute keiner der Zeitzeugen mehr von sich zu behaupten, dass er sich selbst nicht bereits als ein absolut gleichwertiges Mitglied der Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur und des Geisteslebens empfunden hätte. Nun lässt sich die Überlegung

anstellen, ob denn auch außerhalb des beruflichen sowie des Wohnumfelds noch weitere bestimmende Umstände gegeben waren, die soziale Nähe und ein Zugehörigkeitsbewusstsein ebenso begünstigten?

Gesellschaftliches Leben fand selbstverständlich auch außerhalb der beiden genannten Lebensbereiche statt, etwa im Kontext öffentlicher Wirkungskreise, seien es Veranstaltungen und Feste der Gemeinde, der Stadt sowie der Kirchengemeinde oder schlichtweg die Freizeitangebote lokaler Vereine, auf denen entsprechende Kontexte sozialer Begegnungen geschaffen wurden. So nahmen die befragten Zuwanderer im Laufe der fünfziger Jahre immer häufiger an solchen Veranstaltungen teil. Seit Mitte dieses Jahrzehnts traten sie vereinzelt auch schon manchen Vereinen als aktive Mitglieder bei, durch die sie immer näher mit der alteingesessenen Bevölkerung in Kontakt und Austausch kamen. Vor allem wird rückblickend häufig die Mitgliedschaft in einem örtlichen Verein als wichtige Voraussetzung empfunden, um vollständig in das kommunale Gemeinschaftsleben

⁶³ Zitat Johann Locher.

⁶⁴ Nach Aussagen von Johann Locher.



Die Mutter von Johann Locher mit seinen beiden Schwestern Mitte der 1950er Jahre.

Eingang zu finden. Helmut Giess gehörte beispielsweise im Alter von ca. fünfzehn Jahren eine Zeit lang dem CVJM an. Andere nahmen mitunter Angebote des Gesangs- oder Sportvereins wahr. Und dennoch sagt Johann Locher, dass seine Eltern trotz einer regen Teilnahme am Gemeindeleben engere Freundschaften nach wie vor bevorzugt mit den eigenen Landsleuten, zumeist mit früheren Bekannten oder Verwandten aus der alten Heimat pflegten, wengleich sich die Intensität dieser Verbindungen in den vorhergehenden Jahren doch ein Stück weit vermindert hatte. Vergleichbare Entwicklungen gelten sowohl für Anastasia Math als auch für Georg und Theresia Payer. Erna Schmidt gibt an, ohnehin *nie richtig gebunden* gewesen zu sein an einen Verein – vor allem auch deshalb, weil in diesen Jahren ihr Sohn noch klein war und damit viel Freizeit vornehmlich mit der eigenen Familie verbracht wurde.

Entscheidend ist im Hinblick auf die kognitive Annäherung beider Populationen, dass die Beteiligten insgesamt doch das grundsätzliche Gefühl hatten, dass man sich im Wesentlichen *einander nähergekommen* war. Wie es die Gesprächspartner allesamt bezeugen, zeigte sich dies vornehmlich darin, dass etwa, wenn es um

den Beitritt in einen Verein ging oder um die Teilnahme an öffentlichen Veranstaltungen, keine offensichtlichen Abgrenzungen mehr zu spüren waren.

Während die wesentlichen Fortschritte der wirtschaftlichen Integration in der Zeit bis Mitte der fünfziger Jahre erfolgten, traten sie bei der kognitiv-sozialen Annäherung erst danach besonders zutage. Angesichts dessen könnte man schlussfolgern, dass die kognitiv-soziale Integrationsdimension kausal und temporal durch die ökonomische bedingt sei. Generell betrachtet lassen sich diese beiden Aspekte zwar nicht streng in einen solchen Zusammenhang bringen, hingegen scheint dies für den Integrationsprozess der Flüchtlinge und Vertriebenen im Backnanger Altkreis durchaus seine Gültigkeit zu haben – zumindest unter besonderer Berücksichtigung der Erhebungen aus den Zeitzeugeninterviews. Alle Gesprächspartner führen eine kognitive Annäherung auf die Entspannung des Verhältnisses von Neu- und Altbürgern zurück, welches ihrer Einschätzung zufolge wiederum aus den verbesserten wirtschaftlichen Lebensbedingungen resultierte. Anfang der sechziger Jahre nahmen jedenfalls alle *keine gesonderte Behandlung* im sozialen Zusammenleben von Seiten der Einheimischen mehr wahr. Jeder hätte in der Zwischenzeit *seinen Platz gehabt*⁶⁵ – im sozialen und ökonomischen System. Für Ausgrenzungen habe es keine wirklichen Anlässe mehr gegeben, Diffamierungen seien im Grunde spätestens zu diesem Zeitpunkt endgültig überwunden gewesen.

Ab wann dies im einzelnen der Fall gewesen war, belegen die Befragten in jeweils unterschiedlicher Weise, je nach persönlicher Erfahrung. So gibt beispielsweise Theresia Payer einen relativ frühen Zeitpunkt hierfür an, nämlich bereits während der ersten Jahre nach ihrer Ankunft in Backnang, was gewiss mit ihrer Unterbringung in einer zwischenmenschlich gutherzigen Atmosphäre in Verbindung zu bringen ist. Die Erfahrung, dass eine gegenseitige Kenntnisnahme soziale Distanzen überwinden lässt, hatte sie so verhältnismäßig bald gemacht. Dies war aber nicht bei allen die Regel: Anastasia Math, die im Vergleich sowohl schlechter aufgenommen worden war, als auch bei der Arbeit

⁶⁵ Zitat Johann Locher.

lange keinen wirklich persönlichen Kontakt zu den Einheimischen hatte, bezeugt für sich eine Verbesserung des Verhältnisses zur Altbevölkerung erst im Laufe der fünfziger Jahre und insgesamt eine etwas später einsetzende und weniger intensive kognitive Annäherung als sie dies bei ihren Bekannten vernehmen konnte. Bevor sie und ihre Mutter Anfang der sechziger Jahre ein neues Haus bauten, waren sie bereits Mitte der fünfziger Jahre aus dem Siedlungshaus, das für die gesamte Familie zu klein geworden war, ausgezogen. In den Jahren dazwischen wohnten beide bei einer ortsansässigen Frau zur Miete, zu der allmählich eine fast familiäre Beziehung aufgebaut werden konnte, die auf gegenseitiger Unterstützung im praktischen Alltag beruhte. In demselben Zeitintervall lokalisiert Anastasia Math auch die größten Schritte sozialer Annäherung zur einheimischen Bevölkerung. Der Grad und die Qualität privater Nähe als eine zentrale Prämisse kognitiv-sozialer Integration scheint an diesem Beispiel eine weitere Bestätigung zu erfahren.

Eine affirmative Grundhaltung und ein struktureller sowie situativer Rahmen, in dem die fremden Populationen einander kennenlernen konnten, begünstigten zwar die soziale Annäherung, garantierten sie allerdings keineswegs. Ein nicht unwichtiger Faktor, der bislang nur zwischen den Zeilen eine Erwähnung fand, ist die strukturelle Verwandtschaft hinsichtlich der Sprache, Kultur und Religion sowie der grundlegenden Wertvorstellungen.⁶⁶ Eine solche tendenzielle Ähnlichkeit vereinfacht die gegenseitige kognitive und emotionale Annäherung insofern, als sie gewisse Parallelen schafft, an die im Sinne erster Annäherungsansätze angeknüpft werden kann. Sind auch nur einige wenige Gleichartigkeiten erkennbar, kann darüber eine Brücke geschlagen werden zu den noch unvertrauten Eigenheiten, sodass diese zumindest in ihrer Wirkungskraft als distanzierende Einflussgrößen eingeschränkt werden können. Im Idealfall werden so vorhandene Differenzen entweder akzeptiert oder gar aufeinander abgestimmt. Wie erfolgreich soziale Nähe aufgebaut werden kann, hängt folglich vor allem damit zu-

sammen, inwiefern Dinge bestehen, bei denen man sich zumindest die Hand reichen kann. Wie bereits mehrfach zur Sprache kam, konstatieren die Befragten, dass es zwischen den Zuwanderern und Einheimischen durchaus sogar auch größere kulturelle Verbindungslinien gegeben hatte.

Resümierende Betrachtungen

Nachdem die größten strukturellen Barrieren bewältigt oder zumindest verringert waren, ergaben sich den Neu- und Altbürgern zunehmend mehr Gelegenheiten, miteinander Bekanntschaft zu machen und dabei ein Wissen über die Eigenheiten der jeweils anderen Bevölkerungsgruppe zu erwerben. Indem man einander in den jeweiligen Standpunkten begegnete, konnten diese, vorausgesetzt sie waren einander nicht völlig konträr, sogar die Basis für ein gemeinsames ethisches Bewusstsein begründen. Vor allem lernte man bei alledem nicht nur den anderen zu tolerieren, sondern ihn geradezu zu respektieren. Man entwickelte eine gegenseitige persönliche Anerkennung und Wertschätzung, da alte Vorurteile revidiert wurden und neue kaum mehr einen fruchtbaren Boden fanden.

Soziale Anerkennung erfuhren die Zugewanderten aber auch durch ihr außerordentliches Engagement für die Wiedergewinnung ihrer Existenz. Vor allem in den entsprechenden Tugenden wie Sparsamkeit, Fleiß und Leistungsbereitschaft registrierten die Einheimischen erste Verbindungslinien zur eigenen Mentalität. Darauf aufbauend, entwickelten die Alteingesessenen ein entsprechend positiveres Bild von den Zugewanderten und erkannten einen Nutzen darin, wenn die Neubürger wirtschaftlich erstarkten und unabhängig von Hilfeleistungen wurden und somit selbst am Wiederaufbau aktiv mitwirken konnten. Dies hatte zur Konsequenz, dass die Zugewanderten allmählich von ihrer resignierten Haltung der Anfangsjahre Abstand nahmen und sich gegenüber einem wechselseitig operierenden Verhältnis auch in psychologisch-sozialer Hinsicht öffneten. Ab-

⁶⁶ Auf diesen Aspekt verweisen beispielsweise Lüttinger (wie Anm. 2), S. 36 sowie Eckhart Ohlshausen: Versuch einer Definition des Begriffes „Integration“ im Rahmen der Historischen Migrationsforschung. – In: Mathias Beer / Martin Kintzinger / Marita Krauss (Hg.): Migration und Integration. Aufnahme und Eingliederung im historischen Wandel, Stuttgart 1997 (= Stuttgarter Beiträge zur historischen Migrationsforschung 3), S. 27-36.

schließlich zur kognitiv-sozialen sowie überleitend zur identifikatorisch-emotionalen Integration lässt sich folgende Aussage Johann Lochers anführen: *Freundschaften* – als das Signum emotionaler Verbundenheit zwischen einheimischen und zugewanderten Mitbürgern schlechthin – *wurden nicht gesucht, sondern haben sich durch Nähe [im Alltag] ergeben.*

Identifikatorisch-emotionale Annäherung

Im Kapitel zur Integrationsbereitschaft öffentlicher Instanzen wurde bereits der im § 96 des „Bundesvertriebengesetzes“ vom 19. Mai 1953 gesetzte rechtlich-soziale Rahmen zur Förderung einer gegenseitigen identifikatorischen Annäherung zwischen den Heimatvertriebenen und der einheimischen Bevölkerung besprochen.⁶⁷ Auf den ersten Blick mag dieses Gesetz jedoch sogar hinderlich für die identifikatorische Integration erscheinen, da die daran angelehnten Programme vornehmlich der *Pflege des Kulturgutes der Vertriebenen und Flüchtlinge* dienen sollten.⁶⁸ Realhistorisch lässt sich dies allerdings nicht bestätigen. Tatsächlich begünstigte die bundesdeutsche Regierung mit dieser neuen, dem Assimilationskonzept der amerikanischen Besatzungsmacht entgegengesetzten Richtung ihrer Vertriebenenpolitik die identifikatorische Integration dahingehend, dass nunmehr formell bekundet wurde, die gewünschte Annäherung im wirtschaftlichen und sozialen Bereich habe nicht unter der gleichzeitigen Aufgabe der persönlichen Identität der Zuwanderer zu erfolgen.⁶⁹ Mit der Erklärung der kulturellen Traditionen der Ostflüchtlinge als einer gleichwertigen Komponente des gesamtdeutschen Kulturerbes war die gesetzliche Basis für eine übereinstimmende Identifizierung beider Bevölkerungsseiten miteinander gegeben.

Im praktischen Alltag erwies sich dies den Aussagen der Interviewpartner zufolge offensichtlich größtenteils als wirksam. So bezeugen diese etwa, sich ca. zehn Jahre nach ihrer Ankunft im Backnanger Raum bereits uneinge-

schränkt als Backnanger bzw. allgemein als Einheimische gefühlt zu haben. Ferner geben die Zeitzeugen in Bezug auf die Alteingesessenen an, auch ihrerseits ein vergleichbar fortgeschrittenes kollektives Identitätsbewusstsein wahrgenommen zu haben. Meist wird in diesem Zusammenhang sogar betont, dass dieses Mitte der fünfziger Jahre noch nicht voll ausgeprägt gewesen sei, was zeitlich als eine Nachwirkung des § 96 begriffen werden könnte. Inwiefern hat das Gesetz jedoch tatsächlich hierfür einen entscheidenden Vorschub geleistet? Welche anderen Faktoren spielten außerdem eine maßgebliche Rolle?

Ein wichtiger Gesichtspunkt, der die Bedeutung dieses Erlasses stützt, ist gleichzeitig der darin angelegte Grundsatz, demnach die formulierten Bestimmungen nicht allein als die Belange der Zuwanderer begriffen werden, sondern gleichermaßen auch als die der einheimischen Bevölkerung an sich. Die beiden Integrationspartner kommen darin als gesellschaftlich nicht mehr voneinander losgelöste Mitglieder einer Gesamtbevölkerung zur Geltung. Es ist auch die kulturelle Identität der Einheimischen, die in diesem Zusammenhang neu definiert wird und zwar in Bezug auf die der Zuwanderer. Durch die Vermittlung des Bewusstseins gemeinsamer Wurzeln setzt dieser Paragraph somit ein Zeichen gegen die ethnische Ausgrenzung und für eine beidseitig zu vollziehende Annäherung auch im Hinblick auf das Selbstverständnis der betreffenden Personengruppen.

Dass es für die Eingliederungsbereitschaft der Neubürger durchaus nicht unbedeutend war, welche Haltung ihnen von Seiten der Aufnahmegesellschaft entgegengebracht wurde und dass eine entgegenkommende Reaktion diese entscheidend beeinflusste, wurde bereits ausgeführt.⁷⁰ Entsprechend verhält es sich auch bei der Entwicklung einer gesamtheitlichen Identität. Erst, wenn Zuwanderer bemerken, dass auch der aufnehmende Integrationspartner ein kohärentes ethnisches Selbstverständnis bejaht, werden sie ihr potenzielles Bedürfnis danach zu vertiefen wagen und ein entspre-

⁶⁷ Jochem (wie Anm. 1), S. 203.

⁶⁸ Bundesgesetzblatt 1953, S. 219.

⁶⁹ 1952 wurde die „Zentralstelle für Volkskunde der Heimatvertriebenen“ geschaffen, aus der 1953 die heute noch bestehende „Kommission für ostdeutsche Volkskunde“ hervorging.

⁷⁰ Jochem (wie Anm. 1), S. 197-209.

chendes Engagement hierfür entwickeln. Nur dort können sie Identität erlangen, wo ihre Person angesehen wird. Darum war zur Vollen- dung einer Gleichstellung der Heimatvertriebe- nen eben dieses Gesetz so wichtig, weil es die wesentlichen Gesichtspunkte hierzu nicht etwa unberücksichtigt ließ, sondern die Selbstwahr- nehmung in kognitiver und emotionaler Hin- sicht involvierte.

Sicherlich garantiert allein die formalrechtliche Determination einer gemeinsamen ethnischen Identität nicht partout auch die allseitige Akzep- tanz und praktische Realisierung derselben im gesellschaftlichen Kontext. Hierzu ist die Ermitt- lung weiterer Einfluss gebender Begleitumstände relevant. Welche können folglich für die identi- fikatorisch-emotionale Integration der Heimat- vertriebenen in Erfahrung gebracht werden?

Ein Moment, das diesbezüglich gewiss nicht unterschätzt und daher auch nicht außer Acht gelassen werden sollte, sind die damaligen poli- tischen Verhältnisse in Deutschland bzw. welt- weit. In einer Phase des auflodernden und sich zunehmend verschärfenden Ost-West-Konflikts zwischen den beiden Machtblöcken Sowjetuni- on und USA, dem so genannten Kalten Krieg, wurde die Bundesrepublik von den USA immer weiter in die Rolle einer Verteidigungsanlage gegen den Kommunismus gedrängt. Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs trat in Deutsch- land eine kategorische Stimmungsmache gegen den Kommunismus zutage, die sich in den fünf- ziger Jahren intensivierte. Die Abgrenzung einer Gruppe nach außen hin, etwa gegenüber einem vermeintlichen Widersacher – wie bei- spielsweise Russland – vermag auch innerhalb der sich abgrenzenden Gruppe selbst seine Wirkung zu zeigen. So festigen gemeinsame Wertorientierungen ihre innere Zusammen- gehörigkeit und können dadurch sogar eine he- terogene Gruppe zur sozialen Einheit etablie- ren. Folglich wird unter ihren jeweiligen Einzel- gliedern, selbst wenn diese im großen Ganzen miteinander kaum in Beziehung stehen, das Be- wusstsein einer vereinten Identität gestiftet.

Die anti-kommunistische Anschauung färbte seinerzeit alsbald auch das Weltbild der zuge-

wanderten Bevölkerung und bestimmte infolge dessen auch deren Verhältnis zur alten Heimat nachhaltig. Da das politische Klima in ihren Herkunftsländern ebengerade vom missliebigen Kommunismus diktiert wurde, distanzierten sich die Vertriebenen und Flüchtlinge bewusst und immer mehr von der alten Heimat. Johann Locher spricht vom *Zorn auf den Kommunismus*, von dem er als Heranwachsender unter anderem auch im eigenen Elternhaus Notiz ge- nommen hatte. Die Identifikation mit der Hei- mat fiel demnach, nämlich *so, wie sie* [die Hei- mat] *mittlerweile geworden war*,⁷¹ deutlich schwerer und beschränkte sich beinahe nur noch auf den Raum der Erinnerungen. Denn aufgrund der veränderten Denkweisen vernah- men die Zugewanderten einen Keil der Ent- fremdung zwischen sich selbst und dem dortigen politischen System sowie auch den dort le- benden Menschen. Sie glaubten sowohl, mit ihnen nicht mehr einvernehmlich empfinden und denken zu können, als auch, selbst von ih- nen nicht mehr verstanden zu werden, sodass sie sich allmählich kognitiv und emotional im- mer stärker dem neuen Wohnort denn der ei- gentlichen Herkunftsregion verbunden fühl- ten.⁷² Dies ist eine entscheidende Tatsache, denn *nicht da ist man daheim, wo man seinen Wohnsitz hat, sondern dort, wo man verstan- den wird*.⁷³ Demnach entspringt Identifikation einem einmütigen ethisch-moralischen Kon- sens einer Person mit einer bestimmten sozia- len Umwelt. Und nur in der Auseinanderset- zung resp. einer Konformität mit ihren Grund- zügen kann ein entsprechendes Ichbewusstsein entstehen.

Nun führte die zeitbedingte Konfrontation mit dem einstigen Heimatland bei interviewten Personen in allen Fällen zu einer Modifikation des einstigen Identitätsempfindens, das auf einer Identifikation mit dem heimatlichen Gesell- schafts- und Staatsgeflecht beruhte. Dass man allerdings niemals gänzlich die emotionale Ver- bindung zur alten Heimat ablegen konnte, be- zeugt die Aussage Johann Lochers, dass ihn *auch heute noch eine gewisse Wehmut über- komme*, wenn er wieder einmal nach Ungarn

⁷¹ Zitat Georg Payer.

⁷² Nach Aussagen der Befragten.

⁷³ Mit diesen Worten weiß der deutsche Lyriker und Schriftsteller Christian Morgenstern (1871 bis 1914) Heimat- und Zu- gehörigkeitsgefühl zu definieren. Christian Morgenstern: *Stufen. Eine Entwicklung in Aphorismen und Tagebuch-Notizen*, München 1918, S. 136.

bzw. vor allem in die Gegend und den Wohnort seiner ersten Lebensjahre fährt.⁷⁴ Und doch zeigt sich darin nur noch das Empfinden einer erinnerten Vergangenheit. Heimat ist etwas, das *vergisst man nicht*, ergänzt er in diesem Zusammenhang und pointiert damit eine Facette des Heimatempfindens der Vertriebenen und Flüchtlinge, die sich bald manifestierte: Dass die ehemalige Heimat, um es sogleich nochmals zu sagen, zu einer erinnerten Vergangenheit geworden und in der alltäglichen Lebenspraxis einer neuen gewichen war. Gelebt werden konnten die eigenen Wurzeln jetzt nur noch in einem neuen Kontext.

Aufgrund der Tatsache, dass die meisten der Zugewanderten schonungslos vertrieben worden waren, schwand der Rückkehrwunsch in die alte Heimat schon bevor etwa wirtschaftliche Faktoren eine bewusste Entscheidung für den neuen Wohnort bewirkten. Auch die eben erörterten politischen und soziopsychologischen Hintergründe spielten dabei eine einflussreiche Rolle: So zweifelten bereits innerhalb der ersten Jahre – entgegen aller Hoffnungen und Sehnsüchte – die meisten der Befragten ernsthaft daran, dass eine Rückkehr tatsächlich möglich sei und je werden würde.

Wenn auch der wirtschaftliche Aspekt für die Identifikation der Zuwanderer mit der Aufnahmegesellschaft nicht explizit von Belang war, so bestimmte er, wie angeführt, ihre Haltung gegenüber einer Rückkehr in die alte Heimat. Vor allen Dingen aber nahm die ökonomische Entwicklung Einfluss auf das oben besprochene politische Weltbild der Neubürger. Den Zuwanderern eröffnete sich schon bald die Möglichkeit, innerhalb weniger Jahre eine gänzlich neue und dazu überaus stabile und gut situierte Existenz aufzubauen, während sich die wirtschaftliche Lage in den Heimatländern durchaus diffiziler zeigte. Dies schien in den Augen der Neubürger die mustergültige Qualität des westlichen kapitalistischen Systems zu beweisen. Außerdem war die Erfahrung der Existenzgründung ebenfalls ein dominanter Nährboden

für eine grundlegende kapitalistische Anschauung der Flüchtlinge und Vertriebenen.⁷⁵ Die damit verbundene hohe Wertschätzung der westlichen Gesellschafts- und Wirtschaftsform in Deutschland und der Chancen, die sie jedem Bürger in gleicher Weise – ob alteingesessen oder entwurzelt und existenzlos eingewandert – bot, wird von allen Interviewpartnern zumindest angeführt, wenn nicht gar mit Nachdruck hervorgehoben. Dass tatsächlich die politischen Umstände in Deutschland und Europa bereits seit Anfang der fünfziger Jahre bei der identifikatorisch-emotionalen Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen von entscheidendem Belang waren, untermauert Josef Foschepoth mit der Aussage des damaligen britischen Alliierten Hohen Kommissar in der Bundesrepublik, Sir Brian Robertson, aus dem Jahre 1950. Ihr gebührt an dieser Stelle eine erneute Zitierung, da sie die oben dargestellte Korrelation der politischen und ökonomischen Aspekte in sich zu vereinigen vermag: *Hass gegenüber Rußland und dem Kommunismus ist unter diesen unglücklichen Menschen eine weitaus stärkere gefühlsmäßige Kraft als Heimweh.*⁷⁶

Die Belebung einer kollektiven Identität der Einheimischen und Zuwanderer durch die Abgrenzung nach außen gegenüber einer anderen Gruppe fand ferner insbesondere gegenüber anderen Fremden statt, welche in der Folgezeit in den Backnanger Landkreis kamen. So zogen schon seit den frühen fünfziger Jahren einige neue Mitbürger vor allem in die Kreisstadt. Neben den Ostzonen- bzw. späteren DDR-Flüchtlingen, den so genannten Republik-Flüchtlingen, wurden im Rahmen der Niederlassung der Berliner Firma Telefunken auch viele auswärtige einheimische Deutsche in der Kreisstadt und ihrer Umgebung ansässig. Obwohl keine Vertriebene oder Flüchtlinge, waren sie der Altbevölkerung nun weniger vertraut als es ihnen die Vertriebenen derweil geworden waren. Eine inzwischen offener gewordene Haltung der Backnanger gegenüber fremden Mitbürgern manifestierte sich den Erinnerungen eines Einheimi-

⁷⁴ Zur Problematik einer doppelten Identifikation siehe unten.

⁷⁵ Das in sinnreicher Kombination von Eigenleistung, ökonomischen Hilfeleistungen sowie allgemeinen systempolitischen Rahmenbedingungen erworbene Kapital galt in den 1950er Jahren als der Schlüssel zur persönlichen Anerkennung und damit zur sozialen Integrität.

⁷⁶ Zitiert nach: Josef Foschepoth: Potsdam und danach: Die Westmächte, Adenauer und die Vertriebenen. – In: Benz (wie Anm. 2), S. 110.



Der 1956 eingeweihte Telefunken-Neubau in Backnang.

schen zufolge etwa darin, dass nunmehr kaum Unterschiede gemäß der Herkunft gemacht wurden: *Als Kind spielte man einfach mit den Kindern aus der Nachbarschaft, später hatte man Freunde aus der Klasse oder Schule allgemein. Als junger Erwachsener verbrachte man seine Freizeit mit den Arbeitskollegen. Egal woher einer stammte.*⁷⁷

Dass diese Offenheit allerdings nicht ausnahmslos gegenüber allen zuziehenden Bevölkerungsteilen praktiziert wurde, erweist das Verhältnis der Backnanger gegenüber den sich allmählich einfindenden Arbeitsmigranten aus Südeuropa. Diese stellten wohl jene Gruppe unter den neuen Fremden dar, von denen sich die einheimische Bevölkerung besonders distanzierte, da sie sich unter allen anderen Zuwanderern von den Einheimischen am deut-

lichsten unterschied. Allein die fremde Sprache war hierbei wohl zunächst das größte Hindernis, um miteinander in Kontakt zu treten. Gegenüber diesen Fremden fungierten die Alteingesessenen und Zuwanderer der Nachkriegsjahre nun eindeutiger denn je als ein geschlossenes ethnisches Gefüge.⁷⁸ Von Seiten der ausländischen Arbeitnehmer selbst wurden beide Bevölkerungsteile von Anbeginn undifferenziert als „die Deutschen“ wahrgenommen, da ihnen als Auswärtige der Einblick in die interne Gesellschaftsstrukturen und Individualisierungen schlichtweg fehlte und rein strukturell beide Integrationspartner nicht mehr gegeneinander abgegrenzt werden konnten, wie dies in den vorhergehenden Kapiteln nachgezeichnet wurde. *Für die Gastarbeiter waren wir die Deutschen*, erinnert sich unter anderem Johann Locher.

⁷⁷ Ein heute enger Freund der Familie Johann Lochers. Jedoch muss berücksichtigt werden, dass dieser Zeuge der jüngsten Generation angehört, bei der sich ohnehin die geringsten Hemmnisse für den Integrationsprozess manifestierten. Da er außerdem erst 1944 geboren wurde, hatte er selbst das eigentliche so genannte Flüchtlingsproblem der ersten Jahre nicht wirklich persönlich und bewusst miterlebt. Doch gerade für seine Altersklasse ist er ein Beispiel. Auch für die Einheimischen spielte mit den vergehenden Jahren und nachrückenden Generationen die eigentliche Herkunft für die emotionale Annäherung eine immer geringere Rolle.

⁷⁸ Die Problematik der Gastarbeiterintegration erfasst einen ebenfalls sehr interessanten Themenkomplex, der im Rahmen dieses Beitrags aber keine Erwähnung finden kann und so auch an dieser Stelle nicht weiter berücksichtigt wird.

Auch an diesem Beispiel sehen wir erneut das Konditionalprinzip vorgeführt, demnach das Auftreten eines heterogenen Personenverbands gegenüber einer anderen Gruppierung nach innen kollektiv identitätsstiftend wirken kann.⁷⁹

Inwiefern die beiden Integrationspartner mit den Jahren eine Gruppenidentität entwickelt hatten, vermag außerdem ein Blick auf die Organisationsformen der Zuwanderer sowie die Landschaft der Vertriebenenverbände und -parteien in Südwestdeutschland und Backnang aufzuzeigen. In diesem Kontext soll dann auch die Rolle des individuellen Zugehörigkeitsbewusstseins erörtert werden.⁸⁰

Vertriebenenverbände und -parteien

Für die Verhältnisse der ersten Nachkriegsjahre gilt, dass gemäß der Rahmenrichtlinien der Militärregierung den Heimatvertriebenen und Flüchtlingen jeglicher selbstinitiativer Zusammenschluss zu Vereinen oder vergleichbaren Gruppierungen untersagt wurde und demnach für diese Zeit keine Belege für entsprechende Vereinigungen im Backnanger Altkreis vorliegen. Organisiert hatten sie sich dennoch, nicht öffentlich zwar, sondern privat. Wie im Kapitel zur Haltung der Flüchtlinge und Vertriebenen⁸¹ angeführt wird, gruppierte man sich in halbwegs festen Cliquen, insbesondere im Interesse der Freizeitgestaltung, welche dann in der Regel nach heimatlicher Art arrangiert wurde, wie etwa die Veranstaltung von Tanzabenden zu ungarischer Musik. Der Zusammenschluss einiger ungarischer Musiker aus dem sozialen Umfeld der Ungarndeutschen in den Gemeinden Auenwald, Althütte und Weissach im Tal zu einer Musikantengruppe kann wohl als eine Art Archetyp im Kleinen für spätere Organisationen begriffen werden, die vor allem das Ziel verfolgten, einen Raum zu schaffen, innerhalb dessen die gemeinsamen kulturellen Eigenheiten gelebt werden konnten. Dass sich ungeachtet der gesetzlichen Restriktion solche oder ähnli-

che Gruppierungen ergaben, zeigt, welche Bedeutung sie damals hinsichtlich der Wahrung einer eigenen Identität für die Zuwanderer hatten. Der drohende Verlust des persönlichen Selbstwertes durch die zwangsweise Entwurzelung und Ausweisung in ein anderes Land konnte zunächst nur über den Erhalt der heimatlichen Lebensführung kompensiert werden. In der Regel fand dieser zunächst nicht bewusst statt, vielmehr mussten die heimatlos Gewordenen nur auf die ihnen vertrauten sozialen und menschlichen Daseinsformen zurückgreifen, bevor sie sich am neuen Wohnort orientieren und diese durch alternative Praktiken entsprechend erweitern oder gar revidieren konnten.

Ergänzend hierzu kann die Wichtigkeit der Zugehörigkeit zu einer Gruppe für die persönliche Identität an der Siebenbürgin Erna Schmidt verdeutlicht werden, die ganz allein nach Backnang kam, wo keinerlei Verwandte oder Bekannte aus der alten Heimat lebten. Gegenüber den anderen Befragten bekundet sie für die Anfangszeit eine besonders große Sehnsucht und ein deutlich länger anhaltendes Fremdheitsempfinden. Denn für sie als einzige Zugewanderte bei einer einheimischen Familie bestand kaum Gelegenheit, die heimatlichen Eigenheiten zu leben, wodurch die Verbindungslinien zur bisherigen Identität unterbrochen waren. Umso stärker musste sie sich nach den Einheimischen ausrichten, um den drohenden oder temporär tatsächlich eingetretenen Identitätsverlust durch ein neues Selbstverständnis zu kompensieren. Trotzdem sie sich noch längere Zeit nach der Ankunft in Backnang nicht ganz heimisch gefühlt hatte, empfand sie dennoch auch keine Zugehörigkeit zu anderen Fremden, die mit ihr das Schicksal teilten, wie etwa den Flüchtlingen und Vertriebenen. Mehrfach gibt sie im Gespräch an, *kein Interesse an den Flüchtlingen* gehabt und selbst zu den eigenen Landsleuten nur vereinzelt Kontakt aufgenommen zu haben.⁸² Stattdessen, oder vielleicht gerade deshalb, identifizierte sie sich schon bald

⁷⁹ Die Ergebnisse sind den Schilderungen der Befragten entnommen.

⁸⁰ Wobei die politische Integration hier lediglich im Kontext des identifikatorischen Annäherungsstatus besprochen wird. Auf eine eingehende gesonderte Untersuchung dieses Aspektes wurde aus Gründen einer erforderlichen Straffung des Umfangs des Beitrags verzichtet.

⁸¹ Jochem (wie Anm. 1), S. 209-215.

⁸² Zumal, wie sie sagt, in den ersten Jahren insgesamt nur wenige Siebenbürgen in Backnang lebten.

eher mit der einheimischen Bevölkerung. Im Gespräch verwendet sie den Begriff Flüchtling vornehmlich zur Bezeichnung der anderen Immigranten, jedoch nicht für sich selbst. Da sie diese Kategorisierung offensichtlich auf der Basis der jeweiligen Flucht- bzw. Vertreibungs- und Lebensumstände vornahm, fühlte sie sich den Bezeichneten nicht zugehörig. Die Identifikation mit der Bezeichnung Flüchtling machte sie folglich nicht daran fest, ob man sich als Eingewanderter und Fremder empfand, sondern gewissermaßen schlichtweg als Namensgebung für eine gesonderte Gruppe. Sich selbst als Flüchtling bezeichneten vor allem jene, die auch offenkundig dieser bestimmten Zuwanderergruppe zugehörten.

Bleiben wir aber beim Faktor Vereinsleben. Auch das einheimische deutsche Vereinswesen war seit dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ lahmgelegt. Der darin bis in die niedrigsten Wirkungskreise im Sinne nationalistischer Ideologie gleichgeschaltete Sozialapparat des deutschen Staates musste nun von Neuem konstituiert werden, sodass selbst in ländlicheren Regionen einheimische Vereine sich erst allmählich wieder neu zusammenfügen und organisieren mussten. Das heißt zum einen, dass nicht nur die Zugewanderten selbst zunächst keine eigenen öffentlichen Begegnungs- und Identifikationsräume hatten, sondern, dass es zunächst auch an entsprechenden Angeboten seitens ansässiger Organisationen fehlte, denen sie überhaupt hätten beitreten können, um einander über gemeinsam gelebte Interessen näher zu kommen und somit eine Grundlage gemeinsamer Identität zu stiften.⁸³ So bezeugen alle Befragten in den ersten Jahren keinerlei Mitgliedschaften in eingetragenen Vereinen oder in Parteien gepflegt zu haben und begründen dies in der Tat mit Aussagen wie dieser: *Es gab ja nichts.*

Infolge der Aufhebung des Koalitionsverbotes für Flüchtlinge und Vertriebene im Jahr 1949 kann bereits für das darauffolgende Jahr in ganz Deutschland eine „überregionale Organisation der Flüchtlinge in Landsmannschaften und die Gründung einer eigenständigen Flüchtlingspartei, des BHE“ (Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten) verzeichnet werden.⁸⁴ In ihrer politischen Arbeit verfolgten sie für gewöhnlich eine wirtschaftliche, soziale und kulturelle Emanzipation der Zuwanderer.⁸⁵ Im Hinblick auf die Integration weist diese Daseinsbestimmung jedoch ein kontradiktorisches Bild auf: Der Existenz einer solchen Initiative bedarf es folglich nur so lange, wie die intendierten Ziele noch nicht erreicht sind. Sobald dies aber der Fall ist, scheint sie entbehrlich zu werden.⁸⁶ Wie bereits angesprochen⁸⁷, verhält es sich mit dem Landesministerium für Vertriebene und Flüchtlinge sowie diversen darunter stehenden Verwaltungsapparaten ganz ähnlich, die vornehmlich der Bewältigung der Flüchtlingsproblematik dienen sollten. Die Existenz derselben kann also auf die Entwicklungsstufe der Integration der Zuwanderer verweisen, eine Auflösung vermag als ein Indiz für eine erfolgreiche Integrationsentwicklung interpretiert werden.

Derselbe Deutungsansatz kann auch bei der Ermittlung der identifikatorischen Annäherung aufschlussreich sein. Fühlt sich jemand einer bestimmten Gruppe zugehörig, wird er wahrscheinlich eine gesonderte Interessenvertretung in ihrem Namen durchaus als zweckmäßig begreifen und befürworten, wenn nicht sogar selbst an ihr aktiv mitwirken. Erreicht diese Partei oder Vereinigung eine größere Anzahl an Anhängern innerhalb der Bevölkerung, gewinnt sie an gesellschaftlicher oder sogar politischer Bedeutung. So kann jedoch im Umkehrschluss ein Verlust ihrer Geltung, erkennbar beispielsweise an Einbußen hinsichtlich der Mitglieder-

⁸³ Vor dem Hintergrund der von der amerikanischen Militärregierung intendierten vollständigen Assimilation der Zuwanderer an die Aufnahmegesellschaft war gemäß der Rahmenrichtlinien von 1946 ihr Beitritt in einheimische Vereine geradezu erwünscht.

⁸⁴ Foschepoth (wie Anm. 76), S. 105.

⁸⁵ Vgl. Heinrich Rogge: Vertreibung und Eingliederung im Spiegel des Rechts. – In: Eugen Lemberg / Friedrich Edding (Hg.): Die Vertriebenen in Westdeutschland. Ihre Eingliederung und ihr Einfluß auf Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Geistesleben, Bd. 1, Kiel 1959, S. 174-245. Auch für den Raum Backnang können die Befragten erst seit den 1950er Jahren entsprechende Interessenverbände konstatieren.

⁸⁶ Schon 1959 erkennt Heinrich Rogge diese Seite der integrationspolitisch relevanten Ministerien und Behörden, „daß ihre Aufgabe, die Not- und Eingliederungshilfe für Flüchtlinge und Vertriebene, befristet“, ja im Grunde jene ist, „sich selbst überflüssig zu machen“. Ebd., S. 215.

⁸⁷ Jochem (wie Anm. 1), S. 197-203.

Gesamtdeutscher Block/BHE

tritt ein

- Für die Wiedervereinigung mit Mittel- und Ostdeutschland
- Für eine volksnahe Demokratie
- Für Beseitigung der Monopolstellung einzelner Parteien in der öffentlichen Verwaltung
- Für die Schaffung einer starken Zentralgewalt gegen den Länderegoismus
- Für die Neuordnung Europas auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechtes und der Partnerschaft freier Völker
- Für einen Wehraufbau, der grundsätzlich Qualität für Quantität stellt, damit unsere deutsche Heimat geschützt wird
- Für vorbildliche Sozial- und Versorgungsgesetze als beste Voraussetzung für eine staatsreue Gesinnung
- Für den Schutz des Mittelstandes durch eine gesunde Steuerpolitik
- Für die Förderung des Handwerks und der mittelständischen Betriebe
- Für die Schaffung einer bundeseinheitlichen Finanzverwaltung und Beseitigung des Steuerwirrwarrs
- Für verstärkten sozialen Wohnungsbau für sozial Schwache, Alte und Jungverheiratete
- Für eine Sozialordnung, die nach einem erfüllten Arbeitsleben einen würdigen Lebensabend sichert, und ein Sozialgefüge, das im Berufsleben alle Aufstiegsmöglichkeiten bietet
- Für eine echte Schadensrente für die Kriegsoffer
- Für ein Lastenausgleichsgesetz, das der wirtschaftlichen Leistungskraft der Bundesrepublik entspricht und eine raschere Abwicklung der Auszahlungen gewährleistet
- Für die Schaffung eines bäuerlichen Grundgesetzes, das der Erhaltung der bäuerlichen Substanz unseres Volkes dient
- Für eine einheitliche Gliederung des Schulwesens für die ganze Bundesrepublik
- Für die christliche Gemeinschaftsschule

Diese Bundestagswahl ist die letzte Möglichkeit, der Welt und der gleichgültigen Öffentlichkeit zu zeigen, daß wir Deutsche treu zu den geraubten Ostgebieten stehen und niemals auf sie verzichten werden.

**Ein Erfolg des Gesamtdeutschen Blocks/BHE
bedeutet einen Erfolg für die deutschen Ostgebiete**

Das ganze Ausland sieht bei diesen Bundestagswahlen
auf den Gesamtdeutschen Block/BHE!

**Deshalb Erst- und Zweitstimme
dem Gesamtdeutschen Block/BHE Liste 4**

zahlen oder Wahlstimmen, unter anderem auf einen möglichen Rückgang des Identifikationsgrades der entsprechenden Zielgruppe mit der Partei oder Landsmannschaft hinweisen. In der Tat erfuhren die Interessenvertretungen von Flüchtlingen und Vertriebenen in den späten fünfziger Jahren deutschlandweit einen solchen „Bedeutungsverlust“.⁸⁸ Am Beispiel der Flüchtlingspartei BHE, die schon „Anfang der 60er Jahre ganz von der politischen Bildfläche“ verschwand, wurde diese Entwicklung besonders deutlich. Kaum jemand der alten Wählerschaft identifizierte sich zu diesem Zeitpunkt offenbar noch mit ihr, nur noch wenige Zugewanderte verstanden sich als eine innerhalb des sozialen Gesamtgefüges gesonderte Gruppe von Flüchtlingen oder Vertriebenen. Vielmehr nahmen sie sich nun ungeachtet der ursprünglichen Herkunft als ein gleichwertiges Mitglied dieses wahr. Es scheint, als seien sie in ihrem Selbst-

verständnis den Einheimischen schon seit den späten fünfziger Jahren äußerst nahe stehend.

Um einen Eindruck davon zu gewinnen, ob sich diese Entwicklung auch im Backnanger Altkreis niederschlug, wurde an die Interviewpartner die Frage gerichtet, inwiefern sie selbst zu den verschiedenen Zeitpunkten eine gesonderte Interessenvertretung der Flüchtlinge und Vertriebenen als notwendig erachteten bzw. welchen Nutzen diese nach eigener Einschätzung konkret erfüllten. Augenfällig ist, dass die meisten vor allem die Volkspartei CDU als den Repräsentant der Flüchtlingsinteressen schlechthin in den Vordergrund stellten. Und das nicht nur für die ersten Jahre, als es noch keine eigene Flüchtlingspartei gab, sondern auch noch in den fünfziger Jahren. Mit der Begründung, die [CDU] *hat viel getan für die Flüchtlinge*⁸⁹, wurde eine gesonderte politische Vertretung als nicht notwendig erachtet. Dass einheimische Parteien von An-

WAHLTAG IST ZAHLTAG!

Wählt einen besseren Bündestag!

Diese Parolen der SPD und des DGB nehmen wir auf!

Wähler und Wählerin!

Schau Dir genau an, wer um Deine Stimme wirbt!

Sozialdemokraten:

Nein-Sager aus Prinzip!

Der Deutsche Gewerkschaftsbund:

Politisch „neutral“, je nach Bedarf!

Spalter- und Spaltergruppen:

geführt von Ehrgeizlingen und politischen Phantasten!

Alle alle wollen einen besseren Bündestag!

Wie auch!

Wenn Du ihre Plakate siehst – wenn Du ihre Flugblätter liest – wenn Du ihre Radiosendungen hörst – wenn Du ihre Versammlungen besuchst

Zu allem: ob Innen- oder Außenpolitik, ob Wirtschafts- oder Sozialpolitik – zu allem hörst Du meist ein stures Nein!

Als ob wir nicht den Krieg total verloren hätten, als ob Deutschland 1945 nicht von der ganzen Welt gehaßt und verachtet worden wäre,

als ob nicht der Bombenkrieg unsere Häuser und Werkstätten, unsere Straßen und Brücken zerstört hätte, als ob nicht 18 Millionen Heimatvertriebene und Flüchtlinge Arbeit und Brot, Kleidung und Wohnung erhielten.

Als ob nicht Millionen Alter und Kranker, Rentner, Kriegsgeschädigter und Kriegsbeschädigter unsere volle Unterstützung brauchen würden.

Maßlos und ungerecht in der Kritik des Geleisteten, aber bescheiden, sehr bescheiden, wenn Du nach ihren eigenen Leistungen fragst!

Hand aufs Herz!

Schau auf Deinen Arbeitsplatz – in Deine Wohnung – in Deinen Kleiderschrank – Schau was Du Deiner Familie wieder auf den Tisch stellen kannst – Schau auf die ungezählten Tausende, die jetzt wieder gestärkt aus dem Urlaub zurückkommen, die vielen, die das Glück hatten die eigenen Grenzpläne einmal hinter sich zu lassen. Wie lange hätten wir das erbehalten!

Schau auf die vielfältige Hilfe für die Heimatvertriebenen und Flüchtlinge – schau aber auch hinüber in die Zone des Schweigens und des Terrors, zu den Brüdern und Schwestern in der Oetzone. Wie ruhig, sicher und gut lebst Du im Vergleich mit ihnen.

Erhältst Du diese Aufwärtsentwicklung 1945, ja noch 1947 überhaupt für möglich gehalten!

War es nicht ein großer Segen für unser Volk, daß wir über 4 Jahre eine stabile Regierung hatten, daß wir nicht von einer Regierungskrise in die andere taumelten, wie in Frankreich und jetzt in Italien?

Hast Du nicht oft gebangt,

wenn die ewigen Nörgler und sturen Nein-Sager, wenn die aufgeblasenen Spalter und Wichtigtuier im Bündestag die Arbeit der Bundesregierung gehemmt, ja gefährdet haben!

Wähler und Wählerin!

Es liegt in Eurer Hand ob die Wiederaufbauarbeit nach Innen und außen fortgesetzt werden kann durch eine stabile Mehrheit für die Regierung Adenauer in einem besseren Bündestag!

Wahltag ist Zahltag! - Gezahlt wird nur für tatsächliche Leistung; gezahlt wird aber nicht an Nein-Sager und Besserwisser, die 4 Jahre lang nur nörgelnd beiseite standen!

Gezahlt wird mit dem Stimmzettel!

Daher wählt die Garanten des Friedens, der Freiheit, der Einheit und der sozialen Sicherheit

Adenauer
und die
CDU

Anzeige der CDU im Bündestagswahlkampf 1953 (BKZ vom 5. September 1953).

⁸⁸ Wolfgang Benz: Fünfzig Jahre nach der Vertreibung. Einleitende Bemerkungen. – In: Ders. (wie Anm. 2), S. 11.

⁸⁹ Zitat Georg Payer.

beginn im Interesse der Zuwanderer agierten, mag zwar vielleicht auch wahlstrategische Gründe gehabt haben, dennoch scheint dies für das Selbstverständnis dieser Bevölkerungsgruppe als anerkannte, zugehörige Bürger förderlich gewesen zu sein. In den fünfziger Jahren, in denen die gegenseitige identifikatorische sowie ökonomische und soziale Annäherung vor allem auf der Grundlage anderer Faktoren fortgeschritten war, fehlten der BHE nun immer mehr und schließlich endgültig die Themen und Inhalte für ein gesondertes Parteiprogramm. Denn auch der Elendstatus entfiel nun als eine Identifikationsgrundlage der Flüchtlinge und Vertriebenen.

Die Zweckmäßigkeit der Landsmannschaften wird von den Interviewpartnern zwar allgemein als sinnvoll erachtet, jedoch bekunden diese allesamt, persönlich nur in einem äußerst beschränkten Maße entsprechende Angebote

wahrgenommen zu haben. Der Kontakt zur alten Heimat wurde aufgrund familiärer Verbindungen meist ohnehin selbst aufrechterhalten und die heimatlichen Traditionen pflegte man in der Regel ebenfalls im Privaten. Dass die meisten Befragten keine aktiven Mitgliedschaften in den lokalen landsmannschaftlichen Vereinen pflegten, kann möglicherweise mit dem Wohnort in Zusammenhang gebracht werden. Sie alle stammten aus den Backnanger Umlandgemeinden, während sich die nämlichen Organisationen vornehmlich in der Kreisstadt konstituierten. Umständliche oder zeitintensive Anfahrten könnten eine aktive und dauerhafte Mitgliedschaft zunächst behindert haben. Allein Erna Schmidt war Backnanger Einwohnerin gewesen; dennoch steht sie erst seit rund zehn Jahren mit einem heimatlichen Verein der Siebenbürger in Verbindung. Der Grund hierfür ist ihrer Angaben zufolge, dass sie in den Jahren

Die Landsmannschaften im Kreis Backnang schlossen sich zusammen

Die schlesische und sudetendeutsche Landsmannschaft gründete den VdL — Anschließend Bildung der Kreiskommission der HOH

Die zahlreich erschienenen Delegierten der einzelnen Ortsgruppen und der Kreisgruppe Backnang der Landsmannschaft der Schlesier und der Sudetendeutschen Landsmannschaft fanden sich am Samstag im Gasthof Holzwarth in Backnang zu einer Gründungsversammlung des Verbandes der Landsmannschaften zusammen. Nach längerer Aussprache, in der die Landesvorsitzenden dieser Landsmannschaften sprachen, wurde die Gründung eines Orts- und Kreisverbandes der Landsmannschaften (VdL) vollzogen. Zum Vorstand des Ortsverbandes wurde Dr. Creutzer, zum Stellvertreter Walter Matzke gewählt. Zum Vorstand des Kreisverbandes wurde Günter Gebauer, der Kreisobmann der schlesischen Landsmannschaft und zum Stellvertreter Ingenieur Effenberger gewählt. Anschließend an diese Wahlen erfolgte die Konstituierung der Hauptarbeitsgemeinschaft der Organisation der Heimatvertriebenen (HOH), als der von der Regierung gesetzlich anerkannten Geschädigtenorganisation. Im Beisein der Vertreter der angeschlossenen Verbände wie: der Vertreter des Vertriebenen-Referats der CDU, der FDP/DVP, der SPD, der Ackermannsgemeinde, der Landsmannschaften, wurde zum 1. Vors. der Kreiskommission Backnang G. Gebauer, zum Stellvertreter Emmerich Brehm, zu Beisitzern Steinberg und Krauterer gewählt.

Zu Beginn der Sitzung, die von Musikvorträgen umrahmt wurde, sprach Günter Gebauer herzliche Begrüßungsworte. Er gab einen kurzen Ueberblick über die Entstehung der Heimatvertriebenen-Verbände, einerseits der Zentralverband und anderseits der Verband der Landsmannschaften. Um ein einheitliches Zusammenarbeiten zu erwirken, sei im Jahr 1948 in Göttingen ein Abkommen getroffen worden. In Hannover 1951 sei es dann zur Proklamierung des Bundes der Vertriebenen Deutschen (BvD) gekommen. Diese Proklamierung sei allgemein begrüßt worden. Als man jedoch an die Erfüllung des Hannoverischen Abkommens gehen wollte, hätten sich unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg gestellt. An dem Willen der Landsmannschaften, zu einer Einigung zu kommen, habe es niemals gefehlt.

Während man von den Landsmannschaften verlangt habe, das Hannoverische Abkommen einzuhalten, sei dies von der anderen Seite nicht geschehen. Daraufhin seien 18 Landsmannschaften in Bad Kissingen zusammengetreten, um die entstandene Lage zu erörtern. Alle weiteren Einigungsversuche seien gescheitert, und der BvD sei ohne die Mitwirkung der Landsmannschaften ausgerufen worden. Der BvD habe dann über alle Unterstützungsfragen allein entschieden und die Landsmannschaften seien leer ausgegangen. Nach wie vor wünschen die Landsmannschaften eine echte Gemeinschaft aller Heimatvertriebenen.

Dann gab der Landesvorsitzende des VdL von Baden-Württemberg, Herr v. Schweinichen-Stuttgart einen Bericht über die 13-monatigen ergebnislosen Einigungsverhandlungen zwischen VdL und LvD/BvD. Der VdL fordere nichts anderes als gleiche Rechte und wünsche, daß der echte BvD Wirklichkeit werde. Er verlas dann einen Brief Dr. Mockers, aus dem hervorging, daß die landsmannschaftlichen Gruppen nicht als eigenständig behandelt werden könnten. Erst als alle Bemühungen gescheitert waren, hätten sich die Landsmannschaften im Interesse ihrer Selbständigkeit mit der HOH verbunden, um auf eigenen Füßen zu stehen. Die HOH sei als gesetzliche Geschädigtenorganisation von der Regierung anerkannt worden.

Ueber die Aufgaben der HOH sprach dessen Landesgeschäftsführer Birkner, der gleichzeitig Bundesvorsitzender der Karpathendeutschen Landsmannschaft ist. Ein BvD, der nur wirtschaftliche Ziele verfolge, habe auf die Dauer keine Zukunft, denn die aus den Ostländern vertriebenen Deutschen wollen nicht ewig Heimatvertriebene sein, sondern sich eingliedern in die Gemeinschaft des deutschen Volkes. Das Heimatgefühl zu pflegen, sei jedoch Aufgabe der Landsmannschaften, und das sei eine ideelle Aufgabe. Sie müßten die Erinnerung an die alte Heimat in die Herzen der Jugend pflanzen und diesen Gedanken auch in den Einheimischen wecken. Das Recht auf die Heimat könne ihnen niemand streitig machen. Wichtig sei vor allem, daß jedem Heimatver-

triebenen innerhalb der Landsmannschaften es freigestellt sei, welcher politischen Partei er angehören wolle. Der Heimatvertriebene sehe klar, daß mit einer reinen Flüchtlingspartei nichts mehr zu machen sei. Die Entscheidungen würden auf der politischen Ebene fallen, und hier hätten nur die großen Parteien das entscheidende Gewicht.

Zum Schluß sprach noch der stellvertretende Landesverbandsvorsitzende der Sudetendeutschen, Dr. Michl, Stuttgart, der den Zusammenschluß der Landsmannschaften dringend empfahl. Es folgten dann die Wahlen deren Ergebnis wir eingangs schon vermerkten.

Bericht über den Zusammenschluss der Landsmannschaften im Kreis Backnang (BKZ vom 18. Mai 1954).

des betrachteten Zeitraumes von der vermeintlichen Existenz eines solchen Vereins nichts wusste. Außerdem hätte es damals in Backnang kaum Landsleute gegeben. Erst durch die Ausiedler in den siebziger Jahren habe sich ein lebhaftes landsmannschaftliches Vereinsleben der Siebenbürger entwickelt. Dieser Aspekt verdeutlicht, warum die ausgewählten Zeitzeugen nicht als allgemein repräsentativ erfasst werden dürfen. Denn deutschlandweit erfuhren in den fünfziger Jahren die Landsmannschaften geradezu einen steilen Anstieg ihrer Popularität.⁹⁰

Im Kontext der identifikatorisch-emotionalen Integration bleibt noch ein weiteres zentrales Moment zu berücksichtigen: „Ob sich Menschen fremder Bevölkerungsgruppen geistig und emotional näher gekommen sind, sieht man am besten daran, ob sie untereinander heiraten.“⁹¹ Wieso ist die Eheschließung nun

ein entscheidendes Indiz für die gegenseitige Annäherung von Bevölkerungsgruppen? Eine Grundvoraussetzung zur Eheschließung ist die Bereitwilligkeit einer Person, Angehöriger einer anderen sozialen Gruppe zu werden, die durch die Familie des Ehepartners repräsentiert wird. Je näher man sich dieser kognitiv und emotional verbunden fühlt, je stärker man sich selbst mit dieser identifiziert bzw. annimmt, sich künftig ohne größere Hindernisse mit ihr identifizieren zu können, desto geneigter ist man zu einer Heirat. Umso weniger wird dann die Gegenseite als eine andersartige wahrgenommen, sondern vielmehr als eine, die der eigenen gesellschaftlichen Herkunft bereits relativ verwandt ist. Die Höhe der Quote von Mischehen kann folglich etwas darüber aussagen, wie sehr sich die jeweiligen Sozialpartner als einander zugehörig begreifen. Die Kriterien, welche das

Landsmannschaft der Ungarndeutschen in Backnang gegründet

Der Kreisverband der Landsmannschaft der Deutschen aus Ungarn, in Baden-Württemberg e. V., hat eine Versammlung in Backnang einberufen. Der Vorsitzende des vorbereitenden Ausschusses, Josef Gstalter, eröffnete die gutbesuchte Versammlung, und begrüßte u. a. den Landesvorsitzenden Dr. Hans Christ, sowie den Landesgeschäftsführer S. Ristits. Er gab bekannt, daß die Landsleute aus Backnang DM 513 gespendet hätten, die er an das Deutsche Rote Kreuz als Ungarnhilfe überwiesen habe. Dr. Hans Christ gab einen Ueber-

blick über den Aufstand in Ungarn und betonte, daß der Freiheitskampf nur auf die schlechten Lebensverhältnisse des ungarischen Volkes zurückzuführen sei. Bei Aussprachen mit den Freiheitskämpfern wurde festgestellt, daß sie nur von einem deutschen und ungarischen Volk sprachen, und das Wort Volksdeutsch nicht kennen. Dann sprach er über die landsmannschaftliche Arbeit und betonte, daß die Einigkeit der Landsleute dringend notwendig sei, um mit den Problemen der Eingliederung und der jetzt noch hinzukommenden Flüchtlinge aus Ungarn fertig zu werden.

Der Landesgeschäftsführer gab einen Bericht über seine derzeitige Tätigkeit, die Beratung der Flüchtlinge. Die Beratungsstelle habe der Bund der vertriebenen Deutschen in Baden-Württemberg eingerichtet. 3000 Flüchtlinge aus Ungarn sind in Baden-Württemberg aufgenommen, wovon etwa 95% nicht die deutsche Sprache sprechen. Bei den einzelnen Dienststellen sei kaum jemand, der sich mit ihnen verständigen könne. Ein Teil der in Baden-Württemberg Angekommenen ist bereits in Arbeit und Wohnung untergebracht. S. Ristits gab auch einen Ueberblick über den Stand des Lastenausgleichsgesetzes.

Nach den beiden Referaten erfolgten die Neuwahlen. Gewählt wurden: Kreisvorsitzender, Josef Gstalter; Stellvertreter, Peter Glückner (beide Plattenwald); Schriftführer, Anton Eckert (Backnang); Kassier, Alex Steigerwald (Plattenwald); Beisitzer, Josef Ehleiter (Erstetten); Johann Marsch (Rietenau); Matthias Steer (Ebersberg); Josef Lieberstritt (Plattenwald); Josef Scheneck (Plattenwald); Josef Gass (Bürgstall). Der Landesgeschäftsführer beglückwünschte den neugewählten Kreisvorstand, der auch die Geschäfte des Ortsverbandes der Stadt Backnang übernimmt.

Bericht über die Gründung einer Landsmannschaft der Ungarndeutschen in Backnang (BKZ vom 17. Januar 1957).

⁹⁰ Johannes-Dieter Steinert: Organisierte Flüchtlingsinteressen und parlamentarische Demokratie: Westdeutschland 1945-1949. – In: Klaus J. Bade (Hg.): Neue Heimat im Westen. Vertriebene, Flüchtlinge, Ausiedler, Münster 1990, S. 71.

⁹¹ Wolfgang Walla: Vertriebene im Spiegel der Statistik. – In: Statistisches Landesamt Baden-Württemberg (Hg.): Vertriebene in Baden-Württemberg, Stuttgart 9/2004, S. 14. Vgl. Walter Maschlanka / Helmuth Köhler: Die Eheschließungen der Vertriebenen in Baden-Württemberg 1940-1954. – In: Ebd., S. 25-36.

Einverständnis zur Partizipation an einer anderen Bevölkerungsgruppe bestimmen, können sowohl kultureller als auch struktureller Natur sein. Wird die sozioökonomische Stellung des Partners bzw. seines gesamten Umfelds deutlich unterhalb der eigenen angesiedelt oder treten grundlegende Wertorientierungen zu weit auseinander, kann dies für eine etwaige eheliche Verbindung hinderlich sein.

Somit fungiert die Eheschließung zwischen den Zuwanderern und Einheimischen als ein Indikator für den Entwicklungsstand des Integrationsverlaufes der Flüchtlinge und Vertriebenen. Darüber hinaus jedoch vermag sie ebenfalls eine entsprechende Annäherung beider Integrationspartner geradezu zu initiieren. Denn durch eine Heirat findet man nicht nur selbst Eingang in ein anderes familiäres und gesellschaftliches Netzwerk, sondern man zieht darüber hinaus auch zwischen den jeweiligen Familienangehörigen und Freunden gewisse Verbindungslinien. In diesem Sinne wird die Zusammenführung zweier einander zunächst fern stehender Gesellschaftsteile ermöglicht. Finden die Beteiligten untereinander übergreifende Identifikationspunkte, erhöht sich die Chance, dass eine Aufgeschlossenheit gegenüber der jeweils anderen Gruppe verstärkt wird, oder überhaupt erst entsteht. Durch die regelmäßige Zusammenführung können ebenso auch neue Gemeinsamkeiten in Lebens- und Denkweise entwickelt werden.⁹² Die Eheschließung zweier Menschen kann somit für einige weitere von einer identitätsstiftenden Bedeutung sein. Von besonderer Relevanz ist dieser Effekt gerade bei den älteren Generationen, die Unvertrautem in der Regel deutlich zaghafter begegnen und somit meist länger und auch größere Vorbehalte gegenüber anderen Bevölkerungsteilen aufrecht erhalten, als dies bei jungen Menschen der Fall ist. Diese Distanz kann durch die Zusammenführung verschiedener Familien auf natürliche Weise verringert werden.

Für Backnang lässt sich aus den Interviewgesprächen schlussfolgern, dass in den fünfziger Jahren bereits vereinzelt Mischehen im näheren Familien- und Bekanntenkreis der Befragten geschlossen wurden. Für die erste Hälfte der

sechziger Jahre wird ausgesagt, dass diese in dessen *absolut keine Ausnahme* mehr darstellten. Unter den Befragten selbst, wie auch innerhalb ihres näheren Umfelds, trifft dies vornehmlich auf die jüngste Flüchtlingsgeneration zu, was den vorhergehenden Ergebnissen zur Integrationsentwicklung dieser Teilgruppe gleichkommt, die im Vergleich zu den anderen beiden Altersgruppen die geringsten Probleme beim Integrationsprozess aufweist. Theresia und Georg Payer, die 1951 die Ehe schlossen, exemplifizieren dieses Verhältnis. Anfang der fünfziger Jahre war offenbar sowohl die soziale als auch die emotionale Annäherung noch nicht sehr weit fortgeschritten, denn aus den Befragungen geht hervor, dass zu der Zeit die jungen Erwachsenen im heiratsfähigen Alter der jeweiligen Bevölkerungsgruppen in der Regel noch weit gehend unter sich blieben, was die Bildung neuer Freund- und Bekanntschaften und somit auch die Partnerwahl entsprechend bestimmte. Erst die nachfolgende Generation der Flüchtlingskinder führte etwa zehn Jahre später eine Wende der Heiratsgewohnheiten von Alt- und Neubürgern herbei, denn diese erfuhren von Anbeginn in ihrem sozialen Umfeld von Gleichaltrigen keine oder kaum Ausgrenzungen.

Nach Erhebungen des Statistischen Landesamtes Baden-Württemberg waren 1950 rund 22,6% der geschlossenen Ehen im Backnanger Landkreis Mischehen – ein Anteil, der sich bis 1952 auf 29,2% erhöhte. Im gesamten Nordwürttemberg lauten die entsprechenden Zahlen 19,6% bzw. 24,6%. Damit lag die Anzahl der Mischehen in Nordwürttemberg im Jahr 1952 lediglich zwei Prozentpunkte über dem Wert, den Backnang bereits zwei Jahre zuvor aufgewiesen hatte. 1950 wurden in Backnang etwas mehr Mischehen geschlossen, bei denen der Mann der vertriebene Teil war (11,8% gegenüber 10,8%, bei denen die Frau eine Vertriebene war). Dies mag mit dem typischen Frauenüberschuss innerhalb der Bevölkerung nach dem Krieg zusammenhängen, sodass es an heiratsfähigen Männern mangelte. Bereits zwei Jahre später hatte sich dieses Verhältnis umgedreht: Ehen zwischen einem nicht-vertriebenen Mann

⁹² In diesem Punkt berühren sich die kognitiv-soziale und die identifikatorisch-emotionale Integrationsdimension dahingehend, dass erst die soziale und kognitive Nähe Rahmenbedingungen für eine emotionale Beziehung schafft.

und einer vertriebenen Frau überwiegen nun, wenn auch lediglich um 0,4%.⁹³ Diese Angaben mögen zunächst zwar positiv erscheinen, verglichen mit den Werten der übrigen Bundesländer Westdeutschlands bildet Nordwürttemberg jedoch das Schlusslicht – ein Zustand, der sich erst Ende der fünfziger Jahre änderte, als die Region Nordwürttemberg vergleichbare Messzahlen erreichte.⁹⁴ In der Tat scheinen später durchaus andere Gründe für Partnerschaften resp. für Eheschließungen eine Rolle gespielt zu haben als solche landsmannschaftlicher Art. Persönlicher Charakter, ökonomische Stellung und Konfession sind von den Interviewpartnern die meist genannten Faktoren, welche zu Beginn der sechziger Jahre als in dieser Hinsicht maßgeblich empfunden werden.

Identität wird zunächst vor allem über kleinere Identifikationsgruppen wie Familie, Freundeskreis und andere vergleichbare soziale Gruppen definiert sowie durch den gegenwärtigen oder ehemaligen Wohnort. Erst in einem weiteren Schritt richten Menschen ihr Selbstverständnis an größeren, beispielsweise landsmannschaftlichen oder nationalen Zugehörigkeiten aus. Die beiden jüngsten Befragten beteuern beispielsweise übereinstimmend, dass sie sich bereits nach spätestens zwei Jahren *voll und ganz* als Backnanger gefühlt hatten, denn als Kind *kannte man ja nichts anderes*.⁹⁵ Als Fünfjährige verfügten sie über eine deutlich geringere Fähigkeit des abstrakten Denkens, welche jedoch für das persönliche Selbstverständnis innerhalb einer Gruppe unerlässlich ist. Also war in ihrem Fall der Wohnort sowie die Vertrautheit mit ihm und seiner Umgebung das entscheidende Kriterium erster gemeinsamer Identifikation mit den Einheimischen. Die Intimität mit der Umgebung und den Menschen, die in ihr, um einen herum und mit einem leben sowie der vertraute Alltag lässt beide Zeitzeugen diese damaligen Empfindungen retrospektiv als *völlig heimatlich in Backnang geworden* definieren und sich selbst zu diesem Zeitpunkt als Backnanger identifizieren. Und dennoch *haben wir uns als Flüchtlingskinder gefühlt*, erinnert sich Helmut Giess, auch wenn

sie das selbst als Kinder im Alltag nicht so sehr zu spüren bekamen, wie dies bei den älteren Generationen der Fall war. Man wusste einfach um seine Herkunft, seine Geschichte. Vorwiegend fand Identifikation nämlich *als Kind über die Familie statt*, über das Elternhaus.⁹⁶ Man war also nicht wirklich bewusst Backnanger, sondern in erster Linie ein Glied seiner Familie. Und auch als Kinder nahmen die Befragten zum Teil durchaus hellsichtig die soziale Rolle der Eltern am neuen Wohnort wahr. So fühlte sich Helmut Giess, wenn allgemein von Flüchtlingen die Rede war, stets persönlich betroffen und teils auch verletzt, selbst wenn sich die Äußerungen nicht auf ihn bezogen. Hierin bestätigt sich die Zweitrangigkeit der persönlichen Stellung innerhalb seiner sozialen Netzwerke gegenüber der der gesamten Familie. Daher tritt gerade bei den Flüchtlingskindern in den ersten Jahren eine widersprüchliche Wahrnehmung ihrer selbst auf, die zwischen dem Empfinden als ein in seinem sozialen Umfeld eingegliedertes und den Einheimischen ebenbürtiges Glied und dem als Fremdling lag, welches wohl oft auf den Status der Familie zurückging.

Dass die Familie nicht allein bei Kindern einen zentralen Identifikationspunkt darstellt, verdeutlicht die Zeitzeugin Erna Schmidt. Aufgrund ihrer Sehnsucht nach den in der alten Heimat lebenden engsten Familienangehörigen und Freunden fühlte sie sich am neuen Wohnort insgesamt *sehr sehr lange fremd*, obzwar sie seitens der Einheimischen äußerst freundlich, wenn nicht geradezu familiär aufgenommen wurde und gesellschaftlich recht schnell akzeptiert war. Erst als ihr Verlobter zwei Jahre später nachzog, entwickelte die junge Frau allmählich auch eine emotionale Verbundenheit mit der Stadt Backnang und ihrer Umgebung. In einem Alter von über zwanzig Jahren ist neben der familiären Bindung auch die Verankerung mit dem heimatlichen Lebensraum an sich entsprechend inniger. Ob sie jedoch als eine entscheidende Einflussgröße hinsichtlich der emotionalen Einfindung am neuen Wohnort fungiert, bleibt zu klären. Während Erna Schmidt in der

⁹³ Alle Angaben aus: Maschlanka / Köhler (wie Anm. 91), S. 25-36.

⁹⁴ Walla (wie Anm. 91), S. 14.

⁹⁵ Zitat Helmut Giess.

⁹⁶ Zitat Johann Locher.

Tat *anfangs große Sehnsucht nach der gewohnten Landschaft* empfand, bezeugt Anastasia Math keine derartige Ausprägung des Heimwehempfindens. Auch die beiden Befragten der mittleren Altersgruppe berichten diesbezüglich von keinen außerordentlichen Komplikationen. Bei keinem Interviewpartner ist eine bemerkenswerte Veränderung der Wohnortstruktur nach der Vertreibung oder Flucht zu verzeichnen, die zusätzlich hätte erschwerend wirken können auf die Identifikation mit dem neuen Wohnort. Eine größere Stadt mit ländlicher Umgebung, wie es hier der Backnanger Landkreis mit der Anbindung zur unweit liegenden Landeshauptstadt Stuttgart darstellt, bestimmte im Wesentlichen auch ihren Lebensraum in der alten Heimat.

Resümierende Betrachtungen

Die Intention des vorliegenden Beitrags, die Integrationsentwicklung der zugewanderten Flüchtlinge und Vertriebenen zu dokumentieren, impliziert gleichsam auch eine gewisse Erwartungshaltung an das Ergebnis. So möchte man nicht nur in Erfahrung bringen, welche Faktoren und Bedingungen für den Gesamtverlauf bestimmend waren, sondern darüber hinaus auch die Dauer und einen vermeintlichen Endzeitpunkt dieses Prozesses ermitteln. Die Untersuchung zur identifikatorisch-emotionalen Integrationsdimension mag hierzu zunächst als besonders aufschlussreich erscheinen. Denn kausallogisch liegt es durchaus nahe, die einheitliche Identifikation zweier einander zunächst fremder Bevölkerungsteile sowohl als ein integrierendes Moment als auch als das Resultat jeglicher vorhergehender Integrationsbedingungen und vollzogener Integrationsebenen zu interpretieren. Infolge dessen läuft man jedoch Gefahr anzunehmen, an dieser ließe sich ein evidentes Bild des Eingliederungsprozesses illustrieren.

Zwar sprechen einige Indizien durchaus für einen fortgeschrittenen Entwicklungsstand seit Mitte der fünfziger und spätestens zu Beginn der sechziger Jahre. Jedoch geben die meisten Interviewpartner an, dass sie sich trotz aller empfundenen Nähe und Verbundenheit zur neuen Heimat und den dort lebenden Menschen den-

noch ihrer Herkunft und ihres damaligen Ausgangsstatus als Flüchtling oder Vertriebener bzw. schlichtweg als Fremder stets bewusst gewesen waren und dies auch heute in einem gewissen Grad noch seien. In Anbetracht dessen muss die identifikatorische Dimension von Eingliederung neu erörtert werden. Denn eine gelungene Integration der Heimatvertriebenen zeigte sich, wie im Kapitel herausgestellt wurde, nicht etwa darin, dass die Zuwanderer eine gänzlich neue und der Aufnahmegesellschaft kohärente Identität entwickelt hatten und dabei ihre bisherige gänzlich aufgaben. Sowohl das Bewusstsein der Befragten für ihre Herkunft sowie ihre soziokulturelle und ethnische Geschichte als auch die vielfach formulierte Verbundenheit zur alten Heimat sind daher keine verbindlichen Indizien für eine scheinbar mangelhaft herausgebildete emotionale Affinität gegenüber dem neuen Lebensumfeld. Vielmehr lassen sie uns die eigentliche Veranlagung ethnischer Identifikation erkennen, nämlich dass diese nicht unbedingt nur einfacher Natur sein muss, sondern durchaus auch eine doppelte oder gar mehrfache Ebene haben kann – je nach persönlichem Erfahrungshintergrund. Was die deutsch-türkische Schauspielerin und Schriftstellerin Renan Demirkan für sich sagt, charakterisiert gleichsam das doppelte Identifikationsbewusstsein der damaligen Flüchtlinge und Vertriebenen in einer treffenden Weise: *Meine Seele ist in der Tat geteilt, weil ich beide [nationale Identitäten] liebe, aber sie ist nicht zerrissen.*⁹⁷

Integration lässt sich demnach nicht nur in einem gesamtgesellschaftlichen Kontext erfassen, der die Verhältnisse zwischen den Angehörigen unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen bestimmt, sie impliziert stets auch eine Zusammenführung der innermenschlichen Identitäten. Dass diese durchaus gelingen kann, beweisen uns nicht erst die in Deutschland lebenden Arbeitsmigranten und deren Nachkommen, sondern bereits auch jene Zuwanderer, die in den ersten Nachkriegsjahren in Deutschland eine neue Heimat, oder besser gesagt, eine zweite Heimat und damit einhergehend eine Erweiterung ihrer bisherigen Identität finden mussten.

⁹⁷ Backnanger Kreiszeitung vom 25. Juni 2008.

Abschließende Reflexionen und Ausblick

Der Integrationsprozess kann gewissermaßen als der Weg hin zu einer neuen Heimat begriffen werden. Im Umkehrschluss wäre somit das Empfinden bzw. Bewusstsein von Heimat quasi das Finale eines geglückten Integrationsverlaufes. Integriert zu sein hieße demgemäß, dass man in einer neuen Umgebung und sozialen Umwelt hinsichtlich aller sie auszeichnenden Bereiche heimatlich geworden sei. Woran lässt es sich jedoch erschließen, ob ein Ort, sein Umkreis, eine Region oder ein ganzes Land jemandem oder gar einer ganzen Population zur Heimat wird?

In Anlehnung an das Integrationskonzept von Thomas Grosser, das verschiedene Dimensionen von Eingliederung unterscheidet, setzte es sich der vorliegende Beitrag zum Ziel, für die Zuwanderergruppe der Flüchtlinge und Vertriebenen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in den deutschen Südwesten resp. in den nordwürttembergischen Altkreis Backnang kamen, die entscheidenden Formen und Wege eines sich über Jahre hin erstreckenden Prozesses ihrer Eingliederung zu erschließen sowie das Maß ihrer „Beheimatung“ am neuen Wohnort und innerhalb seines sozialen Umfelds zu unterschiedlichen Zeitpunkten möglichst profund zu erfassen und zu skizzieren. Damit war nach der Integrationsentwicklung und ihrer allgemeinen Dauer gefragt. Die hierfür erhobenen Daten und Informationen aus den durchgeführten Zeitzeugeninterviews lassen zwar im Großen und Ganzen auf eine gewisse grundtypische, übergreifende Tendenz schließen, eine kategorische Festlegung eines etwaigen Endpunktes kann jedoch auf dieser Basis nicht getroffen werden. Lediglich ein Zeitraum zeichnet sich ab, in dem zu großen Teilen eine Annäherung hinsichtlich verschiedener Bezugsgrößen stattfand.

Betrachtet man sich die Ausführungen der Zeitzeugen, zeigt sich, dass die ausschlaggebenden Integrationsschritte innerhalb der ersten zehn Jahre erfolgt waren, also etwa zwischen 1946 und 1956. Zumindest fanden in diesem Zeitfenster tatsächlich die beträchtlichsten Wen-

dungen statt, die aus der Retrospektive zugleich als die maßgebenden Voraussetzungen zur Sesshaftwerdung der Zuwanderer in Deutschland verstanden werden können – vor allem, was die systemische Angleichung anbelangt, die sowohl die Eingliederung in den einheimischen Arbeitsmarkt als auch den Erwerb gebührenden Wohnraumes beinhaltet. Auch die rechtliche Gleichstellung und Anerkennung ihrer Person und Kultur fand seit 1953 etwa im „Bundesvertriebenengesetz“ weit reichenden öffentlichen Ausdruck. Zwar hatten sich die beiden Integrationspartner um die Mitte der fünfziger Jahre in kognitiver und emotionaler Hinsicht einander faktisch noch nicht gänzlich angenähert, was sich etwa an der noch bescheidenen Verschwägerungsrate zeigen lässt, sodass der Integrationsprozess diesbezüglich erst in den darauffolgenden Jahren die entscheidenden Fortschritte erlangte. Dennoch empfanden die Befragten das Verhältnis zu dieser Zeit bereits als außerordentlich lobenswert, da allein schon die bis dahin stetig zurückgehende Feindseligkeit und die steigende Anerkennung ihrer Person von Seiten der Alteingesessenen im praktischen Alltag als wesentliches Indiz für eine eingegliederte Position im Sozialgefüge interpretiert wurden.

Wertschätzung wurde ihnen vornehmlich aufgrund ihrer erbrachten Leistungen erwiesen. Sowohl im Berufsleben als auch generell in der Begründung und Sicherung ihrer Existenz und späterhin sogar der fortwährenden Optimierung eines zeitgemäßen Lebensstandards bewährten sich die Flüchtlinge und Vertriebenen als volkswirtschaftlich geradezu förderliche Kräfte und nicht, wie zunächst weitläufig angenommen wurde, als eine Bürde. Dass sich die entstehende soziale Nähe und Verbundenheit vornehmlich dank der „Segnungen“⁹⁸ des Wirtschaftswachstums vollzog, das überhaupt erst die systemische Angleichung wesentlich begünstigte, davon gehen durchweg alle Zeugen aus. Auch Thomas Grosser begreift die wirtschaftliche Entspannung als maßgeblich: „Ohne eine anhaltende Vergrößerung der materiellen Verteilungsspielräume hätte es jedenfalls weitaus massivere Probleme zwischen den Bevölkerungsgruppen gegeben“.⁹⁹

⁹⁸ Grosser (wie Anm. 23), S. 456.

⁹⁹ Ebd.

Nun darf man zwar festhalten, dass gerade in identifikatorisch-emotionaler Hinsicht der Integrationsprozess zum Ende des Betrachtungszeitraumes noch nicht gänzlich abgeschlossen war. Jedoch ergaben sich auch schon früher nachhaltige Annäherungen, sodass die Zugewanderten durchaus den Eindruck des Integriert-Seins gewannen. Vor allem die ersten Annäherungsschritte wurden als besonders bemerkenswert wahrgenommen, alle weiteren oftmals lediglich als logische Konsequenz dieser begriffen, wenn nicht gar schlichtweg als das Merkmal der mittlerweile ausgewogenen Verhältnisse. Ökonomisch war dies bereits seit Mitte der fünfziger Jahre der Fall, da sich angesichts des so genannten Wirtschaftswunders bald schon beide Bevölkerungsteile quasi gleichlaufend fortentwickelten – denn auch die Einheimischen selbst mussten nach dem Krieg wieder eine angemessene Lebensform erlangen. Die Ausgangsbedingungen der Einheimischen hierfür waren gegenüber jenen der Einwanderer zwar gewiss günstiger, allerdings konnten diese von den zunächst beinahe völlig Besitzlosen doch relativ bald erreicht werden, sodass fortan eine gemeinsame Entwicklung stattfand. Ein Zielstreben nach Angleichung an die Lebensverhältnisse der Einheimischen ist zu Beginn der sechziger Jahre bei den Interviewpartnern darum nicht mehr festzumachen. Die wirtschaftliche Schichtzugehörigkeit hing derzeit kaum mehr von der ursprünglichen Herkunft der Personen ab, sondern war vielmehr vom Berufs- oder Bildungsstand sowie von der persönlichen Strebsamkeit bestimmt. Da aber die ökonomische Leistung bei der sozialen Zusammenführung der Menschen keine unwesentliche Rolle spielte, wurden die ethnischen Zugehörigkeiten auch hierbei immer mehr außer Acht gelassen.

Der Mensch als ein „zoon politikon“ ist einem geografischen Ort dann zugehörig, wenn er Teil des dortigen sozialen, politischen und ökonomischen Geflechts ist – ein Zahnrad, das im gesamten Uhrwerk mitwirkt, aber auch eines, auf das selbst stets eingewirkt wird, sodass quasi eine Korrelation vorherrscht, die ihn erst zu einem gleichwertigen Teilhaber macht. Ei-

nerseits kann er solch ein Zahnrad sein, weil jener Ort sein Wohn- oder Arbeitsort und er in dieses Teilsystem diesbezüglich uneingeschränkt involviert ist. Andererseits kann er auch in kultureller Hinsicht in ein reziprokes Verhältnis des persönlichen Austauschs mit der Umwelt treten. Dadurch kann er zwischenmenschliche Beziehungen aufbauen und durch diese in eine Gemeinschaft Eingang finden. Systemische Voraussetzung für diese Formen sozialer Teilnahme ist, wenn beiden Bevölkerungsteilen ein gleichberechtigter Zugang zu allen gesellschaftlichen Ressourcen zusteht, sodass erst ein Raum der Begegnung geschaffen wird.

Aus einem solchen Blickwinkel bilanziert auch Mathias Beer die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Deutschland.¹⁰⁰ Dem Grunde nach seien diese nämlich nicht in dem Sinne eingegliedert worden, dass Westdeutschland klar der aufnehmende Integrationspartner war und die Zuwanderer den einzufügenden Teil darstellten, sondern, dass auch die Bundesrepublik durch diese Ergänzung ihrer Population erst zu dem wurde, was sie heute ist. Und genau darin sieht er das hauptsächliche Indiz für einen erfolgreichen Integrationsprozess – wenn sowohl die Ansässigen als auch die neu hinzugekommenen Mitbürger dem sozialen, politischen und wirtschaftlichen Bezugsrahmen, innerhalb dessen sie aufeinandertreffen, nunmehr im Zusammenwirken sein entsprechendes Gepräge geben.

Die Betrachtung kleinerer Systeme vermag die Gültigkeit dieser These zu ermitteln. Inwiefern gelang eine solche Integration beispielsweise auch jenen Zuwanderern, die nach dem Zweiten Weltkrieg in den alten Landkreis Backnang kamen? Wir haben gesehen, dass den Heimatvertriebenen im Backnanger Raum die maßgeblichen Existenz sichernden Mittel, wie der Arbeitsmarkt sowie ein angemessener Wohnraum, vor allem in den ersten zehn Jahren sichtbar zugänglicher wurden. Fünfzehn Jahre nach der Ankunft in der neuen Heimat empfanden diesbezüglich alle Befragten einstimmig keinerlei Benachteiligungen mehr gegenüber den Einheimischen, sondern betrachteten sich gänzlich als strukturell chancen-

¹⁰⁰ Mathias Beer: Flüchtlinge – Ausgewiesene – Heimatvertriebene. Flüchtlingspolitik und Flüchtlingsintegration in Deutschland nach 1945, begriffsgeschichtlich betrachtet. – In: Ders. / Kintzinger / Krauss (wie Anm. 66), S. 146.

gleich und vollwertig – sowohl „de jure“ als auch in der alltäglichen Praxis. Diese wahrgenommene Egalität bedingte, dass man im Alltag miteinander auch in kognitiver Hinsicht in Berührung kam. Unabhängig davon konnte eine gänzliche strukturelle Ausgrenzung der Zuwanderer, wenngleich sie manchen Einheimischen zunächst durchaus willkommen gewesen sein mochte¹⁰¹, im Alltag faktisch auch niemals realisiert werden, allein schon aufgrund der zwangsweisen Wohngemeinschaften von Flüchtlingen und Vertriebenen von Anbeginn. Im gemeinsamen Alltag trafen so am unmittelbarsten die jeweiligen Mentalitäten und Lebensformen aufeinander und mussten miteinander koordiniert werden, was in letzter Konsequenz die gegenseitige kognitive und soziale Annäherung fördern konnte. Ferner erwirkte dies hingegen auch, dass die Beteiligten sich gegenseitig als ganzheitliche Persönlichkeiten wahrnahmen und nicht nur als systemisch fungierende oder nicht-fungierende Einzelemente. Darauf beruhend bildete sich in der Tat eine gegenseitige emotionale Bindung heraus. Diese stellte wiederum eine entscheidende Voraussetzung für ein Zusammengehörigkeitsgefühl dar und konnte damit die Herausbildung eines Selbstverständnisses der Einzelglieder als ein Kollektiv begünstigen. Zwar konnte sich darin der Einzelne – ob Alt- oder Neubürger – nach wie vor als ein individuelles Element unter anderen begreifen, jedoch zugleich auch als gleichwertiges Glied eines umfassenden Ganzen. Denn er stand mit den anderen durch diverse strukturelle wie zwischenmenschliche Beziehungen in Verbindung.

Zusammengefasst lässt sich dies auf die folgende Formel bringen: Ein Ort wird zur Heimat, wenn er zum Lebensraum wird. Das heißt, ein bloßer Wohn- oder Arbeitsort vermag ein solcher zu bleiben; zur Heimat wird er für jemanden hingegen erst, wenn die Person selbst sämtlichen Bereichen des Zusammenlebens aktiv beiwohnt und in ihnen sowie mit ihnen und durch sie wirkt. Dadurch entwickelt der neue Teilnehmer eine Vielfalt an Formen persönlicher Verbundenheit mit seiner Umwelt.

Die Verwandtschaft eines Individuums mit einem Ort, also das, was Heimatbewusstsein und -gefühl ausmacht, erfasst der Schriftsteller Horst Bienek mit den folgenden Worten: *Heimat kann man nicht vererben. Sie ist in meinem Kopf. Und sie ist in meiner Seele.*¹⁰² Also sind auch das Leben und Erleben, das Wirken und Erwirken im Kultur- und Geistesleben sowie auf der Ebene zwischenmenschlicher Beziehungen Facetten des Integrationsprozesses.

Zwar konzentriert sich der vorliegende Beitrag zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg auf einen zeitlichen und räumlichen sowie einen personalen und situativen Rahmen, jedoch ist seine Kernthematik hinsichtlich der genannten Aspekte eigentlich uneingeschränkt. Das hier behandelte Moment der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts ist vielmehr ein Beispiel, das ein Konkretum darstellt, auf dessen Grundlage theoretische Konstanten der Integrationsproblematik gewonnen werden können. Was bedeutet es beispielsweise, wenn eine überaus große Anzahl an Menschen in ein Land oder eine Region kommt, um sich dort dauerhaft niederzulassen? Vor welcher Aufgabe werden beide Seiten gestellt – sowohl die aufnehmende als auch jene, die es aufzunehmen gilt? Welche Schwierigkeiten, aber auch Chancen birgt eine solche Situation für seine Betreffenden? Überhaupt: wie kann sie bewältigt werden? Auf Fragen wie diese konnten bei der Betrachtung der Vertriebenen und Flüchtlinge Antworten gefunden werden. Die Ergebnisse dieser Arbeit können daher über seinen historisch-situativen Rahmen hinaus auch der Reflexion und Erörterung anderer Konstellationen dienlich sein, in denen es gilt, fremde Populationen oder andere Gruppen einander anzunähern. Das Ziel einer solchen Reflexion soll denn sein, einem positiven Integrationsverlauf entsprechend Vorschub zu leisten.

Angesichts der fortwährenden Globalisierung wird es auch in Zukunft immer wieder vergleichbare Situationen geben, in denen die Frage nach adäquaten Integrationsbedingungen

¹⁰¹ Helmut Giess erinnert sich in seinem Fall, dass es manchen Einheimischen ganz recht gewesen sei, dass die Baracken, in denen die Flüchtlinge wohnten, nicht direkt im eigentlichen Ort Großaspach standen.

¹⁰² Vgl. dazu: Horst Bienek (Hg.): *Heimat. Neue Erkundungen eines alten Themas*, München, Wien 1985. Bienek (1930 bis 1990) musste selbst auf die grausamste Weise erfahren, was es bedeutet, der Heimat entrissen zu werden: Vier Jahre war er wegen Spionageverdachts in der DDR in einem russischen Zwangsarbeitslager in Sibirien inhaftiert.

aufkommt. Zu überlegen sei an dieser Stelle, dass wir uns selbst tatsächlich seit dem Zusammenbruch des Ostblocks und der damit ausgelösten Spätaussiedler-Einreisewelle Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre aktuell in einer ähnlichen Integrationsphase befinden, wie sie in dieser Abhandlung ins Auge gefasst wurde.¹⁰³ So kann ein fundierteres Verständnis der ehemaligen Integrationsverhältnisse und -entwicklungen auch im Hinblick auf diese Zuwanderergruppe hilfreiche Analyseansätze bieten. In-

wiefern und in welcher Form konnte Backnang etwa auch für die hinterbliebenen Deutschen in Osteuropa eine neue Heimat werden? Für das heutige lokale sozialpolitische Bewusstsein wäre es sicherlich von einem Mehrwert, die Hintergründe, Ursachen und Perspektiven der Gesellschaftsstruktur Backnangs zu ergründen. Hinter etwaigen vordergründigen Problemen können so vor dem Hintergrund der besonderen Sozialgeschichte Backnangs letztlich auch Chancen erkannt und ergriffen werden.

¹⁰³ Eine Gegenüberstellung der jeweiligen Integrationsbedingungen soll an dieser Stelle nicht weiter besprochen werden und bleibt einer gesonderten Arbeit vorbehalten.